InZeitung 11

Winter 2013/14

Interkulturell **In**ternational **In**tegrativ

Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg

Portrait

Regisseur und Schauspieler Momo Ekissi spielt die europäischen Meisterwerke in verschiedenen Sprachen und hat ein bewegtes Leben.

▶▶ Seite 3

Debatte

Wer braucht das Wort »Migrationshintergrund«? Wieso ist es oft nicht beliebt? Kann man es abschaffen?

▶▶ Seite 4 – 5

Gesundheit

Deutsche Ärzte – fremde Patienten, Freiburger Migranten im weißen Kittel; viele Aspekte der Inklusion und mehr.

▶▶ Seite 6 – 11

Kultur

Ein fahrender InOrt und virtuelle Universitäten für Bildungsnomaden.

▶▶ Seite 14 – 15

▲ **Gemeinsam gesund unterwegs**

Fotos / Fotomontage: kwasibanane

Sağlığınıza! • Shëndeti tuaj! • في صحتكم! • Na zdrowie! • ¡Salud!
Zum Wohl! • Op je gezondheid! • Kippis Terveydeksi! • Στην υγειά σας!
Slàinte Mhath! • Bonam sanitatem! • Egészségetekre!
Salute! • Наздраве! • À votre santé! • За Ваше здоровье!

Na zdorovje **sagen alle meine ausländischen Freunde, wenn sie mit mir auf Russisch anstoßen wollen. In Russland verwendet es aber niemand als Trinkspruch. Es bedeutet *für die Gesundheit* und wird eigentlich nur als Antwort auf ein *danke* verwendet. Ich versuche nicht mehr, diesem erstaunlich verbreiteten Mythos zu widersprechen, weil sich sowieso die allermeisten Trinksprüche der Welt um Gesundheit drehen (siehe oben).**

Heute, wo ein langes, gesundes Leben fester Bestandteil des Zeitgeists ist, gibt es immer noch Menschen, die ihre Gesundheit und sogar ihr Leben aufs Spiel setzen, um ein anderes Ufer zu erreichen. *»Wenn ich Euch zu erklären versuchte, wie es mir geht, hättet Ihr es nicht verstehen können, sowenig wie die Sprache der Fische«*, sagte neulich eine afrikanische Aerobic-Kursleiterin ihren deutschen Schülern in einem Freiburger Fittnessstudio. Sie ist ein nicht anerkannter Flüchtling. Auch in dem gemütlichen Freiburg leben Flüchtlinge in einer ganz anderen Realität (Seiten 2 und 12).

Wie spricht man über Krankheit in verschiedenen Kulturen, was gibt es für Missverständnisse zwischen deutschen Ärzten und nichtdeutschen Patienten, wie pflegt man ältere Migranten mit geringen Sprachkenntnissen – solche Fragen sind das Thema unserer Winterausgabe. Ein weiterer Aspekt ist der immense Beitrag von Migranten zum deutschen Gesundheitssystem. Interviews mit migrantischen Berufstätigen im Gesundheitssektor in Freiburg offenbaren, welche Rolle Mentalität und Mehrsprachigkeit dabei spielen.

Einwanderer haben der deutschen Sprache viele neue Worte geschenkt – nicht nur *Salute* und *Cin cin!* Dafür würden einige von uns ein anderes deutsches Wort am liebsten wieder abschaffen: *Migrationshintergrund*. Wieso das dann aber doch nicht so einfach ist, erfahren Sie in der Diskussion auf den Seiten 4 und 5. Wünschen möchten wir Ihnen, liebe Leserinnen und Leser – egal in welcher Sprache – viel Glück und Freiheit für Alle – und das nicht nur als Trinkspruch!

Ihre Redaktion

Leserbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

Foto: kwasibanane

■ *Ich wohne seit 2009 in der Beurbarung; es ist schön, wie viele Menschen auch aus anderen Ländern Europas, Afrikas und dem Rest der Welt hier auf engem Raum zuhause sind. Das Viertel ist wirklich »multikulti«; die Kinder spielen miteinander, die sozialen Einrichtungen wie Kitas und die Lortzingschule sind wahre Schmelztiegel. Die InZeitung scheint mir ein wichtiges Instrument, Respekt, Toleranz und Verständnis zu fördern. Weiter so!!*

Matthias Schmidt

■ *Wer hat das treffende Bild (Red.: Graffiti S. 8, Foto kwasibanane) entworfen? Leider fehlt die Angabe der/des Kunstschaffenden! Das Werk ist sehr betroffen machend und aussagefähig. Eurer Zeitung weiterhin alles Gute! Herzlichst!*

Theologe Michael M. P. Wittmann

Sehr geehrter Herr Wittmann,
Bei der Abbildung handelt es sich um einen Ausschnitt einer ca. 4 × 3 Meter großen Graffiti in Sant Pau, einem Stadtteil von Barcelona. Der/die Künstler/in ist uns leider nicht bekannt.

Ihre Redaktion

■ *Man muss nicht alles wissen und alles können. Aber ein paar Grundsätze sollte man beherzigen, bevor man das Titelblatt seiner Zeitung mit einem peinlichen Fehler verunstaltet: Was jeder wissen kann, der eine Schule besucht hat: Die hebräische Schrift schreibt und liest man von rechts nach links (ebenso wie übrigens die arabische). Freiburg hat eine große jüdische Gemeinde und eine Universität. Bei beiden hätte man ohne großen Aufwand nachfragen können, wie man auf Hebräisch »unser Europa« schreibt. Hier fürs nächste Mal die korrekte Schreibweise: אורופה שלנו. Ich hoffe, dass Ihr Email-Programm die Buchstaben richtig darstellt.*

Marianne Störzbach

■ *Ich habe heute zum ersten Mal, obwohl ich eine alte Freiburgerin bin, auch im eigentlich Sinn des Wortes alt, Ihre Zeitung gelesen und bin erfreut über ihr Blatt und möchte es abonnieren.*

Heidi Oertwig

Ein besonderer Kalender von Flüchtlingskindern

Zwölf Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten, die derzeit in einem Freiburger Flüchtlingsheim leben, haben mit Artdirektorin Andrea Baumstark einen hochwertigen, großformatigen Kalender mit abstrakten Motiven gestaltet.
Aus Hunderten in den Malstunden entstandenen Bildern hat Andrea Baumstark die interessantesten ausgewählt und Ausschnitte davon digital überarbeitet. Das Besondere: Jedes Monatsblatt wurde mit einem besonderen Kalendarium versehen, das das jeweilige Motiv einfühlsam umspielt. Mit der Hälfte des Erlöses sollen weitere Kreativ- und Freizeitprojekte für Flüchtlingskinder in Freiburg finanziert werden.

■ Der Kalender ist erhältlich im Museum für neue Kunst, Marienstraße 10a, oder bis 15.12., im Rahmen der Jahresausstellung beim depot.K, Schopfheimer Straße 2, oder per Sammelbestellung ab 40 Stück innerhalb von Freiburg beim Deutschen Roten Kreuz Freiburg.
■ **Kontakt:** Sandra Megahed, Deutsches Rotes Kreuz Freiburg, 0761 4517062, sandra.megahed@drk-freiburg.de

Foto: Andrea Baumstark

Tear down this wall! – Schleift die Festung Europa!

Ein Aufruf für eine neue, humane Flüchtlingspolitik an Europäische Union, Europa-Parlament, nationale Parlamente der Europäischen Gemeinschaft und nationale Regierungen

An den südlichen Grenzen Europas, aber nicht nur an jenen, sterben Menschen. In diesem und dem vorigen Jahr allein forderte die Festung Europa mindestens **460 Opfer**. Die Flüchtlinge fliehen aus Staaten, in denen Willkür, Gewalt und Unterdrückung herrschen, sie fliehen aus Ländern, deren staatliche Integrität zerschlagen wurde, aus Bürgerkriegsgebieten und Diktaturen. **Sie fliehen vor Hunger, Not und Armut.**

Sie fliehen aus Regionen, in denen der europäische Kolonialismus geherrscht hat, und sie fliehen vor den Nachwirkungen dieses Kolonialismus ebenso wie vor den Resultaten aktueller Interventionspolitik.

Sie fliehen zu uns.

Sie fliehen nicht leichtfertig, sie fliehen nicht aus milden Gründen. Sie sind keine Wirtschaftsflüchtlinge: Sie fliehen den persönlichen, ganz individuellen Untergang.

Sie fliehen, weil es keinen anderen Ausweg für sie gibt.

Europas Nationen, die nun armen wie die reichen, haben Afrika und Asien, Südamerika und Ozeanien ausgebeutet, haben sich über Jahrhunderte an den Produkten und an der Arbeitskraft der oftmals versklavten Einwohner bereichert. Unbarmherzig und unmenschlich wurden Strukturen zerschlagen und Grenzen gezogen, Traditionen beseitigt und die Reichtümer der Regionen geplündert. Unsere koloniale Geschichte, deren Früchte noch immer Teil des europäischen Reichtums sind, verlangen von uns Demut und nicht chauvinistische Abschottung.

Nicht das europäische Grenzregime mit seinen Schnellboten und Drohnen, mit Nachtsichtgeräten, Hubschaubern und Hundestaffeln darf die Antwort auf den Andrang der Flüchtenden sein. Nicht stacheldrahtumzäunte Lager dürfen das europäische Heim der Fliehenden werden. Nicht Arbeitsverbote, verordnete Armut und Abschottung sollen das Leben der Menschen verengen, die auf unsere Hilfe hoffen. Im Gegenteil: wir sollten sie als Freunde und Partner betrachten.

Die Innenminister der europäischen Mitgliedstaaten blockieren seit Jahren ein gemeinsames europäisches Asylrecht, aus Angst vor den nationalistischen und rechtspopulistischen Parteien in ihren Ländern.

Europarecht muss grundsätzlich auf Menschenrechten basieren – nationale Ängste und Befindlichkeiten dürfen nicht benutzt werden, um Europas Konzernen ihre profitable Müllkippe zu erhalten!

Europa braucht eine humanitäre und humanistische Flüchtlingspolitik.

Zugleich brauchen die Bewohner der Länder, aus denen so viele fliehen, Hilfen, die nicht die einheimische Ökonomie zerschlagen, nicht die dortige Landwirtschaft vernichten und nicht der Herrschaft von Warlords und Clans Vorschub leisten.

Wir, Schriftsteller und Künstler, fordern die Gremien der Europäischen Union auf: Schafft ein humanitäres Flüchtlingsrecht! Schafft ein menschliches Asylrecht! Schafft die Dublin-II-Verordnung ab! Begreift: Kein Mensch ist illegal! Beendet das Sterben!

■ Verfasser des Aufrufs ist der Berliner Schriftsteller Leander Sukov. Unterzeichner sind u. a. André Heller, Robert Stadlober, Robert Menasse, Max Prosa, Carmen Maja Antoni, Christa Schuenke und Konstantin Wecker.
■ Leander Sukov ist u. a. Mitglied des Verbandes deutscher Schriftsteller und gehört dem PEN Zentrum Deutschland an.
■ Der Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg unterstützt die Petition.
■ Unterstützen auch Sie die Petition mit Ihrer Unterschrift auf www.change.org/de/Petitionen/schleift-die-festung-europa.

Nathan der Weise aus der Côte d'Ivoire

In rund zwei Jahren in Freiburg hat Momo Ekissi erstaunlich viel geschafft

Von Svetlana Boltovskaja

Der Kontrabass

Ich sprach mit dem Schauspieler und Regisseur Momo Ekissi nach der Aufführung von ***Der Kontrabass*** von Patrick Süskind am ***Tag der deutschen Vielfalt*** im E-Werk.

Momos frische und interkulturelle Interpretation dieses Monologs, der einst das meistgespielte Stück an deutschsprachigen Bühnen war, übertraf alle meine Erwartungen. Im Originaltext entpuppt sich der Kontrabassist immer mehr als einsamer und introvertierter Einzelgänger, der sein Instrument zutiefst hasst. Seine heimliche Liebe ist die junge Sopranistin Sarah, die er nie angesprochen hat. In Momos Spiel siegt die Musik über Schmerzen und die unerfüllte Liebe des Musikers. Als das Licht ausgeht, steht er auf der Bühne im Frack, frisch angezogen und bereit, seiner Berufung zu dienen. *»Süskinds Stück ist für mich persönlich wichtig und symbolisch«*, sagt Momo. *»Jeder Mensch hat seinen Kontrabass – etwas, das ihn in seinem Leben behindert. Aber ein Künstler hat immer seine Kunst. Auch wenn er traurig ist, kann er spielen!«*

Goethe, Lessing, Brecht und die Interkulturalität

»Die Interkulturalität ist eine Brücke! Ich möchte immer etwas Neues lernen, aber ich bin bereits jemand.« Im Gespräch stelle ich fest, dass Momo längst eine deutlich spürbare Vorliebe für die klassische deutsche Literatur hat. *»Ich habe noch in Elfenbeinküste und Mali viele deutsche Werke auf Französisch gespielt – ›Antigone‹ und ›Mutter Courage‹ von Brecht, ›Faust‹ von Goethe, ›Nathan der Weise‹ und ›Emilia Galotti‹ von Lessing.«*

Auf der Freiburger Bühne experimentiert Momo auch mit theatralischen und sprachlichen Elementen über nationale Grenzen hinweg. Wenn der Kontrabassist von seiner Familie erzählt, holt Momo plötzlich aus einem Koffer traditionelle afrikanische Puppen. Und wenn der Monolog besonders emotional wird, wechselt Momo kurz ins Französische und dann ins … *»Welche Sprache war das?«*, frage ich. *»Bambara, Baoulé, Anyi, Abé, Dioula und Malinke«*, antwortet Momo.

Portrait des Künstlers als junger Mann

»Ich habe angefangen zu spielen, als ich sieben Jahre alt war. In den Pausen auf dem Schulhof erzählte ich immer irgendwelche Geschichten und nahm an allen Sprechschulwettbewerben teil. Zuerst lernte ich die traditionelle afrikanische Erzählkunst. Aber damals wollte ich Priester werden.«

Für Momos Vater war es jedoch sehr wichtig, dass seine fünf Kinder ein starkes Selbstvertrauen entwickeln. Dafür lernten alle in der Familie asiatische Kampfkünste: die Männer Karate und die Frauen Judo. Momo entschied sich für Taekwondo. Côte d'Ivoire war damals nach Südkorea ein weiteres Zentrum für diese Kampfkunst. 1978 wurde in der Hauptstadt Abidjan sogar die *African Taekwondo Union* gegründet, weltberühmte Meister lehrten dort. Momo trainierte professionell und wurde statt Priester ein Taekwondo-Meister mit schwarzem Gürtel.

Wenn ich frage, was Taekwondo für ihn bedeutet, antwortet Momo: *»Vertrauen und Liebe«*. Es geht nicht um Sport im westlichen Sinne des Wortes, sondern um eine ganze Lebenseinstellung und einen gesamten Lebensstil. Man praktiziert Klarheit, Achtsamkeit, bewahrt in jeder Situation seine Ruhe und übt seine Kraft ohne Gewalt aus. Dies beeinflusst auch Momos Einstellung zur Kunst. Das Theater bedeutet für ihn nicht nur Schauspielerei, sondern viel komplexer Meditation, Selbsterfahrung, Gesundheit für Seele und Körper.

Da Momo aber in einer Juristenfamilie aufwuchs, absolvierte auch er zuerst ein Jura-Studium an der Universität Abidjan. Danach studierte er ein zweites Mal – moderne französische Literatur mit dem Schwerpunkt Theaterwissenschaft, ein Studiengang in Kooperation mit der Pariser Sorbonne.

Golem-Théâtre

Noch zu seiner Studienzeit interessierte sich Momo für jüdische Kultur und Spiritualität und begeisterte sich für die Prager Golem-Legende. Der Golem war ein Wesen, das aus Lehm in menschenähnlicher Gestalt gebildet und durch Magie zum Leben erweckt wurde. Momo sah den Golem als Symbol für die Theaterkunst: *»Jeder Gegenstand kann in den Händen eines Künstlers lebendig werden und alles verkörpern. Ein Deckel kann in seinen Händen plötzlich zu einem Spiegel werden, ein Glas zu einer Trommel, geschweige von Puppen…«* Momo gründete ein Golem-Theater in Abidjan, das sich zu einem Ausbildungszentrum für junge Schauspieler, Marionettenführer und Tänzer entwickelte und bis zu 20 ständige Mitglieder zählte. Als Leiter des Golem-Theaters arbeitete Momo zusammen mit dem *Centre Culturel Français* und dem Goethe-Institut in der Côte d'Ivoire und bereiste zahlreiche afrikanische Länder sowie Frankreich, Italien, Deutschland, die Schweiz, Kanada, Israel und Kroatien. Dabei arbeitete er gern in internationalen Projekten mit Schauspielern aus aller Welt. Aber auch wenn er jetzt in Europa lebt, führt Momo Ekissi immer noch mindestens ein neues Projekt im Jahr zusammen mit dem Golem-Theater in Abidjan, das nun bereits 20 Jahre existiert, durch.

In Freiburg

Zum ersten Mal kam Momo 1997 auf Einladung des Goethe-Instituts in Staufen nach Deutschland. Wieder kreuzte sich sein Weg mit der klassischen deutschen Literatur, nämlich mit der Faust-Stadt. In der Freiburger Region fand Momo viele neue Kollegen und Freunde. Seitdem besuchte er Deutschland immer wieder. In Freiburg war er bereits in Theaterstücken von Samuel Wilsi – *Das ewige Lied* im E-Werk und *Himmelshaus* am Theater Freiburg – zu sehen.

Seit rund zwei Jahren ist Freiburg nun sein Hauptquartier. In dieser kurzen Zeit hat Momo Ekissi erstaunlich viel geschafft. Er arbeitete mit an einem Theaterprojekt mit Gehörlosen und rief bereits zwei Festivals ins Leben – das *Marionetten-Festival* am *Centre Culturel Français* und das *Solofestival* am Seepark im letzten Sommer. Er spielt ständig in Kliniken und Schulen und bringt die Theaterkunst den Kindern und Erwachsenen bei. Sein neuestes Projekt heißt *Dreisam*, ein Präventions-Theater der AIDS-Hilfe Freiburg. Im Juli 2014 will Momo Ekissi im E-Werk *Nathan der Weise* von Lessing aufführen. Dieses Stück über die religiöse Toleranz findet er besonders aktuell und möchte daran mit Freiburger Migrantenvereinen und nichtprofessionellen Schauspielern arbeiten. Wie immer will Momo dabei etwas ganz Neues ausprobieren. Er hat vor, *Nathan der Weise* mit Puppen aus Afrika und anderen Weltregionen zu spielen.

Ein Künstler ist nicht aufgrund seines Privatlebens, sondern wegen seiner Kunst interessant, meint Momo. *»Mein Privatleben besteht aus viel Lesen, viel Schreiben und viel Meditieren.«* Und auf die letzte Frage, was Momo Ekissi sich für die Zukunft wünscht, antwortet er: *»Mehr spielen! Mehr auf Deutsch spielen!«*

► »Jeder Mensch hat seinen Kontrabass – etwas, das ihn in seinem Leben behindert«
Fotos: Marc Doradzillo

▲ **Im Vordergrund:** Migrationshintergrund, **im Hintergrund:** Migrationsvordergrund. ▼ **Im Untergrund:** Migrationsuntergrund
Fotos: kwasibanane

Ein neues Wort für Rasse?

Das InForum diskutiert über den Begriff »Migrationshintergrund«

Das InForum, bei dem sich regelmäßig Autoren, Leser der InZeitung, Vertreter von NGOs und Kulturinstitutionen, Menschen unterschiedlicher Herkunft treffen, um Themenvorschläge für die nächste Ausgabe der InZeitung zu diskutieren, hatte diesmal ein regelrecht *heißes Eisen* aufgegriffen.

Anstoß für die Diskussion im September war der Vorschlag der **In**Zeitungs-Redaktion, den Begriff *Migrationshintegrund* in unserer Zeitung möglichst zu vermeiden. Dieser Begriff wird in den Medien immer häufiger verwendet, allerdings nicht immer korrekt. Zuerst erschien er als Reaktion auf die automatische Einbürgerung von Migrantenkindern ab 2000, dann ersetzte er die Bezeichnung *Ausländische Mitbürger* oder allgemein *Migranten*. Die Beliebtheit des Wortes hängt auch mit der Verteilung von Mitteln für Integrationsprojekte zusammen. Früher wurden alle, samt ihrer hier geborenen Kinder *Ausländer* bzw. *Italiener, Türken,* usw. genannt. Dann kam das Hehlwort *Migranten* auf – ein beschönigendes Wort, das leider sämtliche negativen Konnotationen des Ausdrucks *Ausländer* mit übernommen hatte. Der Begriff *Migrationshintergrund* überträgt all diese Vorbehalte auch auf Kinder bis zur dritten und vierten Generation, deren Großeltern schon hier geboren wurden. Aber sollten wir nicht einfach alle in Deutschland geborenen Kinder als *Deutsche* sehen? Dies hat **In**Zeitungs-Redaktionsmitglied Barbara Peron vorgeschlagen: In Italien sind alle diese Generationen einfach *Italiener*, nur die Migrantenkinder erster Generation nennt man manchmal *Neue Italiener*.

Doch nicht alle Anwesenden waren damit einverstanden. Hier folg eine kurze Zusammenfassung der Diskussion und auf der gegenüberliegenden Seite die schriftlichen Statements, die wir später bekommen haben.

Olena: Ich hasse den Begriff nicht wegen *Migration*, sondern wegen *Hintergrund*. Das Wort wird von der Öffentlichkeit negativ gefärbt. Man versucht dadurch, die Komplexität und die Geschichte eines Individuums zu *klassifizieren*, und zwar indem man in Schubladen denkt. Ich will den Abbau von Schubladen. Vor allem für die Kinder. Wie soll man sie aber nennen? *Bikulturelle Kinder?* Das klingt zu viel nach bisexuell. Man könnte das Wort *multikulturell* nehmen.

Lucia: Warum nicht *Menschen mit Migrationserfahrung*? Es ist doch was sehr Positives und Bereicherndes! Die Erfahrung von Migration bringt viel. Man versteht vieles besser, auch in den eigenen Ländern, wie ich in Brasilien, selbst wenn man sich nie mehr dort richtig zuhause fühlt.

» Ich hasse den Begriff nicht wegen Migration, sondern wegen Hintergrund «

Cristine L.: Ich werde nie deutsch, ich will es aber auch nicht werden. Ich finde das Wort *Migrationshintergrund* unvermeidbar. Dadurch wird betont, dass die ganze Familie ihre Wurzeln im Ausland hat und das gilt auch für die Kinder und Enkelkinder. Es handelt sich dabei um Familienzugehörigkeit – Familiengeschichte, Kultur und Sprache werden weitergegeben.

Alim: Das Problem ist nicht für uns, die selber ausgewandert sind, sondern für die Kinder. Man sagt denen in der Schule: *»Du bist Afghane«*, *»du bist Türke«*, obwohl sie nie in Afghanistan oder in der Türkei waren, oft nicht die Sprache sprechen und selber denken, sie sind Freiburger. Die werden deshalb auch wie Ausländer behandelt und diskriminiert.

» Das ändern wir nicht, indem wir das Wort für unkorrekt erklären. «

Seminur: Es gibt einen Unterschied zwischen der Selbstwahrnehmung und der Wahrnehmung der Anderen und Zuschreibung.

Cristine: Die Eltern sind selber schuld, dass sie ihren Kindern nicht ihre Sprache beigebracht haben. Ich kenne viele Familien, wo Kinder sich rumänisch fühlen und sich mit dem Land identifizieren.

Meral: Alim hat es nicht so gemeint, dass Kinder es vergessen sollen, sondern dass sie von draußen und von oben immer daran erinnert werden, und dass sie als fremde abgestempelt werden! Dass ihnen zugeschrieben wird, sie seien z. B. Türken. Eine Lehrerin sagt zu einem kleinen Kind: *»Du bist Türke, na, erzähl mal von dort.«* Und dabei war es nie dort! Es geht nicht, dass in Deutschland geborene Kinder als *Spezialisten* von Ländern und Kultur betrachtet werden, obwohl sie noch nie in den Ländern der Eltern/Großeltern waren, und wenn, dann bloß im Urlaub. Eine andere Geschichte stellt die Diskriminierung auf Grund von ausländischen Namen bei Jobs und Ausbildung dar, aber das ändern wir nicht, indem wir das Wort *Hintergrund* für unkorrekt erklären.

» Es darf nicht ein neuer Rasse-Begriff werden «

Alex: Ich finde den Begriff gar nicht so schlimm. Als Kind von Katalanen und Deutschen, in der Schweiz geboren, fühle ich mich sehr interkulturell und damit reicher. Dass Problem ist nicht das Wort an sich, sondern, dass es so negativ geladen ist. Für mich hätte es keinen Sinn, einen anderen Begriff in die Sprache einzuführen. Es geht vielmehr darum, die Einstellung zu ändern, zu zeigen, dass der *Migrationshintergrund* bereichernd für die Gesellschaft ist, dass jemand, der aus zwei Kulturen kommt, schlauer ist.

Silvia: Es gibt viele solche Tatsachen, z. B. habe ich neulich in einer Statistik gelesen, dass die polnischen Mädchen viel mehr tolle Leistungen in der Schule bringen als die deutschen. Wahrscheinlich könnte man mit Humor und lustigen Sprüche arbeiten oder neue Rubriken in der **In**Zeitung einführen, mit dem Image spielen, die Migranten zeigen, die keinem Klischee entsprechen.

Svetlana: *»Wo hast du so gut Deutsch gelernt?«* fragt man einen Arfodeutschen, der Schwäbisch spricht und offensichtlich hier geboren ist. Weil man nicht gewohnt ist, dass es so was gibt, weil man optisch orientiert ist.

Silvia: Die Frage ist: Geht es um Gene, um Ethnien oder um Kultur? Wenn es um Kultur, Traditionen, Sprache geht, ist es nur gut. Aber es darf nicht ein neuer *Rasse*-Begriff werden aus diesem *Migrationshintergrund*, so dass man als Eingewanderte niemals Deutsche werden kann, auch nicht die nächsten Generationen. Deshalb würde ich lieber das Wort für die zweite Generation vermeiden. Es geht auch nicht, dass man wegen seinem Akzent fremd ist. Es sollte anders sein, wie in anderen Kulturen, wo das alles nicht zu einem Problem wird, und wo man voll zur Gesellschaft gehört.

Maria: Wie z. B. in den USA. In weniger als einem Jahr dort habe ich mich mehr zu Hause gefühlt als hier in sieben Jahren. Ich wurde so selbstverständlich überall wo ich hin ging, mit eingeschlossen, ich gehörte dazu, wie hier nie. Wobei mein Englisch viel schlechter ist als mein Deutsch. Das Wort *Migrationshintergrund* zeigt unter der multikulturellen Maske den Bedarf nach Zuordnung. Und deshalb wollen viele Migranten ihre Herkunft verstecken.

■ **An der Diskussion haben teilgenommen:** Olena – **In**Zeitungs-Leserin und Autorin, Lucia – Vorsitzende der Frauenkommission des Migrantinnen- und Migrantenbeirates der Stadt Freiburg (MB), Cristine – **In**Zeitungs-Leserin und Autorin, Seminur – Mitglied des MB, Alim – Vorstand des MB, Maria – Vorstand des MB, Svetlana – Mitglied der **In**Zeitungs-Redaktion und des MB, Silvia – **In**Zeitungs-Leserin, Alex – Mitglied der **In**Zeitungs-Redaktion, Meral – Vorsitzende des MB sowie viele andere FreiburgerInnen, die hier leider wegen Platzmangel nicht genannt werden können.

Migrationshintergrund

Vier Positionen

Ein Wort für Schubladen-Denken

Nicht umsonst schlug *Die Tageszeitung* 2010 vor, das Wort *Migrationshintergrund* zum *Unwort des Jahres* zu erklären. Das Wort spiegelt keine einzige individuelle Geschichte wider und leitet das Denken schnell in Schubladen. Ich bin ein Mensch mit bikulturellem Selbstverständnis und mit einer multikulturellen Grundhaltung.

Ich habe mich ganz freiwillig für Deutschland entschieden: wegen der deutschen Werte wie Nachhaltigkeit und Umweltbewusstsein, wegen der Universitäten mit ihrer Jahrhunderte alten Tradition und wegen der deutschen Hochkultur. Genau so wie es zur seiner Zeit Kandinsky getan hat.

Jedoch sobald ich mit meinem osteuropäischen Akzent als Einwanderin bestimmter Herkunft erkannt werde, ordnen mich die Menschen entweder den deutsch-russischen Spätaussiedlern oder den jüdischen Kontingentflüchtlingen zu. Im Gegensatz zu diesen Gruppen sind für mich jedoch gesetzlich und politisch keine Möglichkeiten vorgesehen, um meine Wahl für Deutschland zu verwirklichen. Somit ist *meine Migrationsgeschichte* eine andere als die der Einwanderer der oben genannten Gruppen und leider auch nicht die von Kandinsky.

Noch komplizierter finde ich das Wort *Migrationshintergrund* in Bezug auf Kinder, die so wie mein eigenes seit ihrer Geburt in Deutschland leben und somit keine eigene Migrationserfahrung haben. Nach der Statistik ist das jede dritte Person. Was solche Kinder jedoch haben, ist eine mehr oder weniger ausgeprägte bikulturelle Erfahrung. Warum bezeichnet man sie dann nicht als *bikulturell* oder *polykulturell*?

Olena Lytvynenko, Kunst- u. Kulturwissenschaftlerin

Es ist eine Wahrheit

Jeder Mensch hat Wurzeln und eine eigene Identität. Viele Menschen haben *Migrationshintergrund*. Ist das aber der richtige Begriff?

Je nachdem. Für mich schon. Es ist eine Wahrheit. Man kann sie nicht ändern.

Ich habe beobachtet, dass viele Menschen ihre Wurzeln verdrängen möchten und sich als Deutsche sehen. Vielleicht aus Scham, oder auf Grund von Traumata in der Vergangenheit. Andere sind im Gegenteil stolz auf ihre Wurzeln, sie werden sich nie als Deutsche fühlen, auch nicht nach Generationen, sie gehören nur zu ihrem Ursprungsvolk.

Und was ist mit den Kindern und deren Kindern? Ich denke, es gibt da mehrere Aspekte und Antworten auf die Frage *»Wer/was bin ich?«*

Erst einmal muss man sich selber definieren, dazu kommt leider auch die Sicht der anderen. Manchmal ist es sichtbar, dass man fremd ist, durch die Sprache (prägnanter Akzent) oder das Aussehen. Durch mehrere Generationen kann all das verschwinden, aber genetisch bleibt es immer.

Ich definiere mich als Rumänin und bleibe auch so. Ich trage in mir mehrere Wurzeln, die ich nicht vergessen kann. Und ich habe einen Migrationshintergrund durch meine Großeltern und nun durch meine eigene Migration. Kinder, die hier geboren werden, haben auch einen Migrationshintergrund und der bleibt da, über Generationen, auch wenn sie deutsche Bürger werden. Die meisten Eltern klären sie über ihre Wurzeln, ihre Sprache und ihr Herkunftsland auf. Dass sie in der Gesellschaft diskriminiert werden, ist nicht ihre Schuld. Aber dafür können sie nicht ihre Wurzeln verleugnen.

Manche Eltern erziehen ihre Kinder als Deutsche, als wären sie nichts anderes. Ihre Kinder und Enkelkinder kennen ihre Heimat und ihre Sprache nicht. Das finde ich schlecht, denn jede Nuance, jedes fremde Stück in einem Menschen soll eine Bereicherung und ein Stolz sein und nicht etwas Negatives.

Cristina L.

Kultur der Scheinheiligkeit

Was bedeutet der Begriff *Migrationshintergrund* für mich?

Ehrlich gesagt nicht viel, ich definiere mich nicht über meine Herkunft. Ich bin aber auch irgendwie stolz darauf *Migrationshintergrund* zu haben, obwohl es in unserer Gesellschaft oft mit einem negativen Stigma versehen ist. Das verleiht einem irgendwie automatisch mehr Individualität und man klingt vielleicht exotischer, als man ist.

Ich glaube die Definition *Migrationshintergrund* ist auch ziemlich weit gefasst. Wann hat man noch *Migrationshintergrund*? Ich fühle mich beispielsweise deutsch und habe fast nichts mit meinem kulturellen Hintergrund zu tun. Außer ab und zu damit anzugeben, dass ich aus *Afrika* komme, identifiziere ich mich einfach nicht mit dem Herkunftsland meines Vaters. Ich habe aber objektiv gesehen ganz klar *Migrationshintergrund*.

Meiner Meinung nach muss man den *Migrationshintergrund* als objektive Feststellung, als Fakt sehen, und weniger als kulturelle Identität. Nur wegen diesem Fakt hat man nicht automatisch eine andere Kultur als alle anderen aus dem Land, in dem man geboren wurde. Der negative Beigeschmack bei diesem Begriff ist unbestreitbar und nervt nicht nur, sondern ist für mich auch nicht verständlich.

Mir fällt an mir auf, dass ich diesen Begriff ziemlich scheinheilig verwende, wann er mir passt. Wenn ich das Gefühl habe, dass er mir Vorteile verschafft spiele ich diese Karte aus und wenn nicht kehre ich sie unter den Tisch. Das sagt ziemlich viel über unsere Kultur der Scheinheiligkeit aus, auch wenn sich das etwas melodramatisch anhört.

Einerseits sind wir an anderen Kulturen brennend interessiert oder geben dies zumindest an, andererseits speichert sich in unserem Unterbewusstsein automatisch das mediale Hetzbild *Migrationshintergrund*.

Melissa Rahmani

Elemente der Zukunft

Zukunft ist die Mutter aller Fremdheit (oder des Fremdseins). In dem Spannungsfeld zwischen Sicherheit versprechenden Gewohnheiten und dem noch nicht Erfahrenen, das Zukunft heißt und fremd ist, lebt der Mensch sein Leben. Und trotz Spannung ist die Neugier des Menschen auf Neues, Anderes ein wunderbarer Roter Faden, der immer auf die Zukunft hinweist. Kann der Mensch überhaupt auf diese Neugier verzichten?

Um zukunftsfähig zu sein hat Mensch keine andere Chance als die Verantwortung zu übernehmen, seinen Umgang mit dem Fremden, dem Neuen zu pflegen.

Die *Migration* ist in unserer Zeit einer der modernsten Träger der Fremdheit überhaupt, die zugleich immer eine Chance bedeutet, sowohl für den Migranten selbst als auch für sein Gegenüber.

Migrationserfahrung läst sich gut mit Bücherlesen vergleichen. Ein noch nicht gelesenes Buch ist zuerst auch ein Träger des Fremden, mit in sich verborgenem Wissen, Biographien, Geschichten … Die Verantwortung kommt hier ins Spiel, ob das Buch gelesen wird und wie; was daraus gemacht wird hängt immer von diesem Gegenüber ab.

So haben wir es bei Migranten mit beweglichen Bibliotheken zu tun, wenn wir uns darauf einlassen. Sehen wir es als eine Chance, mit einer gesunden Neugier das Thema Migration aufzublättern; das würde den Trägern des so genannten Fremden (den Migranten) eine echtes Gegenüber bieten, das den Zauber eines neuen Zusammenlebens möglich macht.

Seminur Özdemir – Mitglied des Migrantinnen- und Migrantenbeirates

◄ **… mit Migrationshintergrund**
Illustration: Carmen Luna

Ohne Migranten geht es gar nicht mehr

Einwanderer als Nutzer und Mitgestalter des deutschen Gesundheitssystems

Von Barbara Peron

Das deutsche Gesundheitssystem gilt als eines der besten der Welt. Dennoch werden Migranten und Menschen mit Migrationshintergrund nach Ansicht von Ärzten gerade im deutschen Gesundheitssystem als Patienten diskriminiert.

Diskriminiert werden die hundertausenden Migranten, die ohne jeglichen Versicherungsschutz in Deutschland leben und die für ihre medizinische Behandlung auf das Wohlwollen von Ärzten und Krankenhäusern angewiesen sind. Dazu zählen 85.000 Asylbewerber und dauerhaft *Geduldete* sowie bis zu 600.000 Menschen ohne gesicherten legalen Aufenthaltsstatus, auch in deutschen Familien illegal Beschäftigte, die durch die Offenlegung von Namen und Adresse ihre Abschiebung befürchten müssen.

In diesem Sinne hat die zentrale Ethikommission bei der Bundesärztekammer in einer Stellungnahme von Mai 2013 eine bessere medizinische Versorgung von Menschen ohne Versicherungsschutz gefordert. Insbesondere wird betont, dass *»die ärztliche Schweigepflicht (...) ein hohes Gut ist und nicht durch das Verfahren die Zuteilung von Leistungen untergraben darf«*.

Nach Ansicht von Ärzten sind aber auch die in Deutschland regulär lebenden und versicherten MigrantInnen sowie ihre Kinder von der Diskriminierung betroffen. Dabei spielen Sprachbarrieren bzw. Informationsmängel sicher eine entscheidende Rolle – vor allem wissen viele nicht, was ihnen im deutschen Gesundheitssystem zusteht, weshalb sie Präventionsangebote nicht nutzen.

Ein weiterer Faktor trägt zu Spät- und Fehldiagnosen wesentlich bei: Viele *»basieren auf kulturbedingten Missverständnissen«* – erklärte Dr. Elif Duygun Cindyk, Fachärtzin für Psychiatrie und Psychotherapie in München, der Fachzeitschrif *Deutsches Ärteblatt* im Jahre 2010. *»In manchen Ländern gibt es ein anderes Krankeitsverständnis. Viele Migranten schildern ihre Krankheitssymtome etwa nicht organbezogen«*. Sie beschreiben vielmehr ein allgemeines *»Unwohlsein«*, so dass es schwierig ist, mit einem *»westlichen Krankheitsverständnis«* herauszufinden, *»was der Patient (...) sagen will und was die Ursache seiner Beschwerden ist«*. Der Unterschied im Krankheitserleben von Einheimischen und Migranten schildert auch Dr. Ufuk Balimuhac, der in seiner Praxis am Kottbusser Tor in Berlin-Kreuzberg Patienten aus 29 Nationen betreut. Der Allgemeinmediziner äußerte sich folgendermaßen in einem Interview in der Zeitung *Die Welt*: *»Deutsche fragen: ›Was habe ich?‹ – Türken fragen: ›Warum habe ich das?‹ Wenn der türkische Patient keine befriedigende Antwort auf seine Warum-Frage erhält, verliert er das Vertrauen in den Arzt. Und geht zu einem anderen, dem er die Diagnose des ersten Mediziners verschweigt«*.

Um den Mentatlitätsunterschieden gerecht zu werden und die gesundheitliche Versorgung von Patienten mit Migrationshintergrund zu verbessern, hat das Universitätskliniken Freiburg gerade eine Studie initiiert, die beabsichtigt, *kultursensitive Patienteninformationen* – in erster Linie Broschüren – zu verfassen und zur Verfügung zu stellen. Außer dem Universitätsklinikum (Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Arbeitsgruppe Klinische Epidemiologie und Versorgungsforschung und Lehrbereich Allgemeinmedizin) sind an der Studie Hausärzte aus Freiburg und Lörrach beteiligt sowie türkisch-, polnisch-, italienisch- oder russischstämmige Patienten mit Migrationshintergrund und einer chronischen Erkrankung.

Wenn die Erfassung kultursensitive Patienteninformationen ein effektiver Weg sein kann, um die Kommunikation zwischen dem behandelnden Arzt oder der behandelnden Ärztin und Patienten mit Migrationshintergrund zu verbessern, gibt es dennoch einen weiteren und meines Erachtens noch effektiveren Weg, um dieses Ziel zu erreichen: die Zahl der Ärzte mit Migrationshintergrund bzw. ausländischer Ärzte in Deutschland zu erhöhen.

In der Tat ist in den letzten Jahren die Anzahl von ausländischen Medizinern in Deutschland eindeutig gestiegen. Schon 2002 kritisiert Prof. Karl-Heinz Meier-Braun, Leiter von SWR-International, die einseitige Berichterstattung über MigrantInnen: *»Warum werden z. B. keine Statistiken veröffentlicht, die belegen, dass fast 45 % aller in Krankenhäusern Beschäftigten in der Bundesrepublik – Ärzte, Pflegekräfte und Hilfspersonal – MigrantInnen sind?«* Laut einer Statistik der Bundesärztekammer hatten am 31. Dezember 2011 in Baden-Württemberg von insgesamt 22.136 Ärzten und Ärztinnen im Krankenhaus 2.047 eine ausländische Staatsangehörigkeit. Dies entspricht einem Anteil von 9,2 % (Bundesdurchschnitt:11,4 %) und die Tendenz ist steigend. Die Zahl der Ärzte mit Migrationshintergrund ist dabei nicht berücksichtigt. Grund für die Steigerung der Zahl ausländischer Ärzte in Deutschland ist in erster Linie die hohe Zahl unbesetzter Arztstellen, etwa 6000 bundesweit. Dabei hat der Mangel an Medizinern vor allem in ländlichen Gebieten weniger mit einer zu niedrigen Zahl angehender deutscher Mediziner bzw. Absolventen zu tun, als vielmehr mit der Tatsache, dass es viele deutsche Ärzte bevorzugen, in die USA, in die Schweiz oder in andere europäische Länder auszuwandern. Ausländische Ärzte sind inzwischen für das deutsche Gesundheitssystem unabdingbar und wir *»profitieren von«* ihrer *»Erfahrung«* sagte vor kurzem der Sprecher der Bundesärztekammer, Samir Rabbata. Entscheidend sei aber neben dem medizinischen Know-how das Beherrschen der deutschen Sprache. Ein einheitlicher Sprachtest soll bald in ganz Deutschland gelten.

Dieser wird auch die ausländischen Beschäftigten in den Pflegeberufen betreffen. Zu den Pflegeberufen zählen sowohl die Berufe in der Gesundheits- und Krankenpflege sowie der Gesundheits- und Kinderkrankenpflege als auch die Berufe in der Altenpflegehilfe. Auch ihre Zahl ist in den letzten Jahren eindeutig gestiegen. Wenn im Jahr 2006 in Baden-Württemberg insgesamt 145.000 Personen in Pflegeberufen arbeiteten und 21 % davon (etwa 30.000) einen Migrationshintergrund hatten, war diese Zahl 2011 um fast 44 % angestiegen. Dabei handelt es sich vor allem um Frauen aus Osteuropa oder mit osteuropäischen Wurzeln, ohne die nicht nur das deutsche, sondern auch das westeuropäische Gesundheitssystem insgesamt zusammenbrechen würde, und deren Beitrag zu oft verkannt wird.

◄ **Ist das ein Neurochirurg?** Die nackte Skulptur am Freiburger Greiffeneckring wird immer wieder aufs neue verkleidet oder dekoriert. Foto: kwasibanane

▲ **»Menschen sind schon längst inkludiert.** Sie sind von Natur aus ein Teil der Gesellschaft, nur dass es nicht richtig ankommt.« Foto: kwasibanane

Längst inkludiert

Interview mit Faraj Remmo

Das Gespräch führte Maria Stehle

Beim Durchforsten Ihrer Beiträge ist mir der Begriff »Strategie des Sichtbarmachens« aufgefallen. Was verstehen Sie unter dieser Strategie, auch bezüglich unseres Themas Migration und Behinderung?

Wenn wir an der Universität sind – wir Menschen als Rollstuhlfahrer oder mit Gehstöcken – dann sieht man, da läuft jemand mit einer Behinderung. Das ist schon allein visuell sichtbar. Das reicht aber nicht! Meine Strategie des Sichtbarmachens hat mit Partizipation zu tun. Sichtbar werden, indem wir mitgestalten und mitentscheiden. Es geht um Inklusion. Es reicht nicht, wenn man einen Stand im Foyer der Universität aufbaut mit zwei Tischen, einem Rollifahrer und möglichst noch eine jungen Dame mit einem Kopftuch dazu stellt. Das geht nicht! Das kann man immer wieder machen, vielleicht auch noch mit einem bisschen exotischem Essen. Aber das ist wie eine Eintagsfliege. Einen Tag später sind die Leute so vergessen wie alles andere. Ich meine mit *Sichtbarmachen* und *strategisch längerfristig planen*, dass man dauerhaft hier in der Universität bleibt und natürlich auch in der strukturellen und institutionellen Verankerung.

Wie leben Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund in Deutschland? Warum wurden Sie so lange Zeit nicht wahrgenommen?

Es gibt keine Statistik zu Migration und Behinderung, aber unterschiedliche Forschungsansätze. So gibt es z. B. hier an der Uni Bielefeld eine Forschungsgruppe, die sich mit Migration und Pflege bzw. Behinderung auseinandersetzt.

Ein wichtiger Stichpunkt dabei ist der *kultursensible Ansatz*. Dieser soll Institutionen helfen, sich interkulturell zu öffnen. Interkulturelle Öffnung heißt für viele Einrichtungen: Hier arbeiten 18 Deutsche und dazu sollen zwei mit einem kurdischen, türkischen oder arabischen Hintergrund kommen. Allein schon wegen der Sprache wird dieser Person zugeschrieben, sie wäre interkulturell kompetent. Das stimmt nicht. Natürlich spielt die Sprache und die eigene Herkunft eine Rolle. Aber hier wird der Kulturbegriff missbraucht. Kultur ist nichts Homogenes. Und eine türkische, deutsche oder kurdische Kultur gibt es nicht, es gibt mehrfach kulturelle, mehrfach linguistische usw. Die Gefahr ist, dass der *kultursensible Ansatz* auf eine Sprache oder Herkunft reduziert wird.

In den nächsten Jahren werden wir uns noch mehr mit Behinderung und Pflege beschäftigen und die *interkulturelle Kompetenzfrage* oder der *kultursensible Ansatz* wird nicht mehr auf die Herkunft reduziert, sondern auf die Qualifikation der Menschen vor Ort.

Migration und Behinderung sind schillernde Begriffe. Gemeinsam ist den beiden Begriffen aber, dass Sie eine große Gefahr der Stigmatisierung beinhalten. Wie kann ungewollte Diskriminierung verhindert werden?

Migration und Behinderung ... wir arbeiten mit diesen Bezeichnungen, und das ist auch ein Dilemma. Es ist einfach, in der Öffentlichkeit darüber zu sprechen, denn so konstruiert man eine Gruppe, die eigentlich keine Gruppe ist. Es gibt Menschen, die werden noch als Migranten gesehen oder bezeichnet, obwohl sie die Türkei nur einmal im Urlaub gesehen haben. Und wenn Sie die fragen: *»Woher kommst Du?«*, dann sagen sie z. B. *»Aus Berlin« – »Nein, nein, ursprünglich.«* Die Leute wollen eine exotische Antwort wie: *»Meine Eltern kommen aus der Türkei, aus Pakistan etc.«*

Man muss sich als erstes in Freiburg, Berlin, Bielefeld zugehörig fühlen, und das kann man nicht per Gesetz erwirken. Das kann man erst praktizieren, wenn man mitentscheiden kann ... Wenn man gefragt wird, woher kommst Du, wer bist Du, kann man auch beides sagen, nicht entweder *Deutscher* oder *Kurde* sondern *sowohl als auch*. Diese Praxis gibt es noch nicht in Deutschland. Aber dafür kämpfen viele Menschen. Meine Wenigkeit auch. Ich kann nicht aufhören in der Öffentlichkeit immer wieder zu wiederholen: Geben Sie der jungen Generation, Kindern und Jugendlichen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, die Chance dieser Zugehörigkeit – national als auch regional.

Was verstehen Sie unter Inklusion? Was müsste sich gesellschaftlich ändern, damit eine gleichberechtigte Teilhabe an allen Lebensbereichen möglich wäre?

Seit 2008 – Ratifizierung der UN-Behindertenkonvention – ist es uns noch nicht gelungen, dass Inklusion gesellschaftlich begriffen wurde – geschweige denn, dass sie überall umgesetzt wird. In der Schule hat man begonnen, sich mit Inklusion anzufreunden – aber mit Vorbehalt. Die Lehrer sind überfordert, die Schulleitung sowieso und die Inklusionskonzepte sind nicht einheitlich. *»Rezepte«* für das beste Konzept werden ausgegeben, aber ich glaube, das ist eine Phantasie, eine Utopie. Denn trotz guter Ansätze gibt es finanziell nicht die nötige Unterstützung. Es gibt zwar Gesetze, die die EU beschlossen hat – sozusagen ein öffentlicher Auftrag. Aber selbst nach fünf Jahren haben wir immer noch wenig Sensibilisierung erreicht, was Inklusion überhaupt bedeutet, weil sie immer mit Integration von Menschen mit Behinderung verwechselt wird. Das ist ein Missverständnis. Inklusion beschäftigt sich mit allen Menschen, nicht nur mit Menschen mit Behinderung oder Handicap. Inklusion heißt im lateinischen *enthalten*. Menschen sind schon längst inkludiert. Sie sind von Natur aus ein Teil der Gesellschaft, nur dass es nicht richtig ankommt.

Warum ist es wichtig, dass Betroffene andere Betroffene beraten?

Betroffene beraten Betroffene. So genannte *Peer Counseling* kommt aus den USA und ist eine soziale Bewegung wie z. B. *Feminismus* oder *Black is beautiful*. Was ich sehr gut finde an diesem Ansatz sind zwei Punkte. Erstens, ich habe fast dieselbe Erfahrung gemacht wie der Mensch, der zu mir kommt, und zweitens habe ich keine Patentrezepte. Der Kernpunkt des Ansatzes ist, dass der Ratsuchende erzählt und der Andere hört nur zu, Stichwort *aktives Zuhören*. Das kennt man auch aus anderen Beratungsansätzen. Der Unterschied ist beim *Peer Counseling*, dass die Person, die zur Beratung kommt, genau weiß, dass die Person, die gegenüber sitzt, fast dieselbe Erfahrung gemacht hat, mit meiner Krankheit, mit meiner Behinderung, etc. Nichtsdestotrotz ist das Ergebnis, wenn es am Ende ein solches überhaupt gibt, dass die Entscheidung immer bei demjenigen liegt, der die Beratung aufsucht. Diese pädagogische Methode hat sich schon lange auch in Deutschland bewährt bei Vereinen wo es um selbst bestimmtes Leben geht.

■ Dr. Faraj Remmo stammt aus dem Libanon und lehrt an der Universität Bielefeld. Seine Forschungsschwerpunkte sind interkulturelle Öffnung, interkulturelle Bildung und Mehrfachzugehörigkeit. Seit 1990 ist er aufgrund eines Badeunfalls vom Hals ab gelähmt. Neun Jahre nach seinem Unfall holte er alle Schulabschlüsse nach, studierte Pädagogik und Soziologie und schrieb seine Dissertation über »Interkulturelle Öffnung der Stadtverwaltung«. Er hat das Referat »Studierende mit einer Behinderung oder chronischen Krankheit« mitgegründet.

Die Pflegerin, der Arzt und die Krankenschwester

MigrantInnen in der Medizin – drei Beispiele aus Freiburg

Die Gespräche führte Viktoria Balon

Die Pflegerin

Rimma Djachi kommt aus Moskau, arbeitete zehn Jahre lang als Pflegerin in verschiedenen Alterspflegeheimen und ist jetzt in der häuslichen, intensiven Pflege beschäftigt.

Wieso haben Sie diesen Beruf gewählt?

Eigentlich war ich Mathematikerin und Programmiererin von Beruf. Als ich hierher kam, hab' ich irgendeinen Job für ein paar Monate gesucht, wo ich mit Menschen reden kann, um schneller Deutsch zu lernen. So habe ich angefangen, in einem Altersheim zu arbeiten, und suchte parallel eine Stelle als Programmiererin. Ich habe auch etwas in anderen Städten gefunden, aber ich wollte nicht umziehen. Nach ein paar Monaten fand ich aber diesen Job gar nicht so schlimm, ich hatte mit einem Praktikum im Altersheim angefangen, und habe mich dann entschlossen, eine Ausbildung als Altenpflegerin zu machen. Dann kam mein drittes Kind zur Welt und der Arbeitsplatz im Pflegeheim der AWO in Weingarten war für mich sehr praktisch – er war gleich neben meinem Haus, meine Arbeitszeit konnte ich flexibel regeln.

Ich habe immer wieder Weiterbildungen gemacht und dabei immer mehr realisiert: Das ist mein Ding! In der Medizin zu arbeiten und nicht wie in meinem alten Beruf am Schreibtisch. Ich will Leute sehen, es macht mir Spaß, nützlich zu sein. Selbst wenn ich sie in schwierigen Situationen begleite, auch beim Sterben, das ist für mich nicht schrecklich, sondern es ist wichtig, und das kann nicht jeder! Und dazu kommt die Dankbarkeit von den Menschen, die nicht allein gelassen werden.

Jetzt sind meine vier Kinder groß, und ich habe mit etwas Neuem angefangen. Intensivpflege ist Einzel-Betreuung, gerade dieses Individuelle gefällt mir. Es ist schon anstrengend wegen der riesigen Verantwortung, aber im Altersheim kann man nicht so viel Zeit mit den Patienten verbringen, kann kaum mehr als ein paar Wörter austauschen. Und hier kann man die Hände halten, die Füße massieren, eine Beziehung aufbauen – also die therapeutische Arbeit machen.

Was für eine Rolle spielt in Ihrem Beruf die Migrationserfahrung?

Das spielt keine große Rolle. Man fragt schon: *»Woher kommen Sie?«*, aber das war es. Die KollegInnen haben schon ihre Vorurteile, eher positive: Dass Juden besser gebildet sind als andere Migranten oder dass sie mehr auf die Familie achten. Es sind positive, aber eben doch Vorurteile. Wenn man hört, ich bin Jüdin, wird man sofort vorsichtiger. Die Patienten haben genug andere Probleme. Aber bei dementen Patienten, die in anderen Zeiten leben, oft im Krieg, kann so was vorkommen wie: *»Sie sind aus Russland, Sie haben meine Eltern erschossen! Gehen Sie weg!«* Diese Omas sind nette, normale Omas, sie haben in ihrer Jugend oder Kindheit einen Schock erlebt. Da gehe ich raus und etwas später wieder rein ins Zimmer und versuche, Kontakt aufzubauen, wenn das nicht geht, übernimmt eine Kollegin. Natürlich habe ich auch meine Gefühle, aber ich kann mit sowas umgehen, sonst wäre dieser Job nichts für mich. Alte sind alt, und ich arbeite für sie.

Wie international sind das Team und die Patienten?

Im Altersheim in Weingarten war das Team sehr international, etwa ein Viertel sprach Russisch, es gab KollegInnen aus Italien, Rumänien und ich weiß nicht mehr woher. Es war immer von Vorteil, wenn man zweisprachig war, man konnte dann zum Beispiel einem rumänischen oder russischen Patienten besser helfen. Die Patienten waren dort etwa zu einem Zehntel Migranten, mehr und mehr waren russischsprachig. Es wundert mich, das passt eigentlich nicht zu unserer Mentalität. Es gibt beispielsweise so viele ältere Italiener in Freiburg, aber ich habe nur einmal eine Italienerin im Altersheim getroffen. In anderen Altenpflegeheimen habe ich fast keine Migranten gesehen, höchstens ein oder zwei im ganzen Heim.

Der Arzt

Innocenzo Mancino ist Zahnarzt, er kommt aus Italien und Deutschland und arbeitet in der Praxisgemeinschaft Dr. A. K. Mall, Dr. C. Mall und Mancino in Freiburg.

Wieso haben Sie diesen Beruf gewählt?

Als Kind hatte ich zwei Ideen: Ich wollte entweder Pfarrer oder Zahnarzt werden. Diese letzte Idee entstand dadurch, dass ich mich nach einem besonders schmerzhaften Zahnarztbesuch rächen wollte. Und die erste entstand dadurch, dass ich sehr christlich erzogen wurde. Ich wurde in Deutschland geboren, aber da meine Eltern, wie alle italienischen Gastarbeiter, möglichst bald zurück wollten, haben sie mich sofort vorgeschickt in die italienische Heimat. Ich wuchs bei meinen Großeltern in einem Dorf in Lukanien auf. Der Pfarrer ist dort eine sehr wichtige Respektsperson. Mit sechs Jahren holte man mich endgültig nach Deutschland. Wahrscheinlich habe ich mich deshalb schließlich doch für den Zahnarztberuf entschieden. Die ganze Großfamilie ist aber in Italien, ich habe dort alle meine Ferien verbracht, und fahre auch jetzt noch fast jeden Urlaub hin.

Was für eine Rolle spielt in Ihrem Beruf die Migrationserfahrung?

Für mich war die Migrationserfahrung nur eine positive Erfahrung, ich hatte nie Schwierigkeiten, weder dort noch hier. So wie ich aussehe, könnte ich von überall her kommen. Aufgrund meines Namens gibt es zwar schon Erklärungsbedarf, Italiener sind aber, ob von der Geschichte her, vom Essen oder von der Geselligkeit, in Deutschland gut akzeptiert. Praktisch für die Arbeit sind natürlich die Sprachen. Ich kann mich nicht nur mit italienischen Patienten mit begrenzten Sprachkenntnissen über ihre Beschwerden und Wünsche verständigen, sondern auch mit Spanisch- und Französischsprechenden. Ich spreche Deutsch akzent- und dialektfrei, aber kann auch Schwäbisch. Älteren Angstpatienten kommt man mit dem Dialekt näher, man hat dann weniger Distanz und dadurch gibt es auch weniger Angst. Natürlich gilt das auch für die Muttersprachler. Ich habe, wie viele Südländer, weniger Berührungsängste, und wenn ein Patient es zur Beruhigung braucht, kann ich ihm auch mal die Hand auflegen.

Man leidet unterschiedlich in unterschiedlichen Ländern. Gerade die südeuropäische Patienten sind, – ich sage nicht *Drama Queens* – aber sie empfinden Krankheit oft schwerer. Und die Anteilnahme der Familien ist oft größer, der Patient bringt Begleitung mit. Man will Antibiotika, auch wenn man es nicht benötigt, weil sie in Italien öfter verwendet werden. Unpünktlichkeit: Naja, die haben in letzter Zeit auch die deutschen Patienten für sich gepachtet.

Allgemein hat man für alles mehr Toleranz und Verständnis, wenn man selber ähnliche Erfahrungen hat, also auch für Religiosität, für Aberglauben, für andere Rituale und Bräuche. Wenn zum Beispiel während des Ramadan jemand bestimmte Behandlungen nicht machen kann, weil dabei Wasser zufällig geschluckt werden könnte … Oder wenn jemand kurz vor einer Familienfeier steht, wo viel mehr gekocht wird als bei den Deutschen. Da müssen bestimmte Eingriffe, bei denen Frau nicht kochen und probieren oder sich anstrengen kann, anders geplant werden, wenn es nicht wirklich sein muss. Die Frage ist aber, ob solche Toleranz unbedingt von der Migrationserfahrung her kommt, oder einfach nur von einer humanitären Haltung.

Wie international sind das Team und Patienten?

Unsere Praxis ist sehr international, auch meine zwei Kollegen haben ihre Großeltern in Skandinavien und Italien, und die ganzen Helferinnen und Auszubildenden kommen aus der ganzen Welt: von Thailand bis zu Afrika. Auch ihre Sprachkenntnisse sind sehr hilfreich, weil ja auch die Patienten nicht nur Deutsche sind. Es kommen Menschen aus allen Ländern, oft sind sie erst frisch hergekommen. Es gibt übrigens immer mehr ausländische Zahnärzte – vor allem aus Griechenland – wegen der Krise. Eigentlich bevorzugen sie wegen der besseren Berufsmöglichkeiten und des Gehalts in der Schweiz zu arbeiten, so wie es auch viele deutsche Zahnärzte tun.

Die Krankenschwester

Bahrija Yilmaz arbeitet in der Frauenklinik am Universitätsklinikum.

Wieso haben Sie diesen Beruf gewählt?

Ich wusste schon in der Schule, dass ich in der Medizin arbeiten werde. In der siebten Klasse haben wir Anatomie gehabt, und ich war sehr neugierig, interessierte mich für die Organe und was passiert, wenn man krank ist. Und zweitens war mein Ziel, Menschen zu helfen. Meine Qualifikation als Krankenschwester habe ich in der *Medizinischen Akademie* (einem Berufsgymnasium) in Tuzla in Bosnien-Herzegowina erworben. Mit 22 bin ich hierher gekommen, es war im Januar 1991, damals konnte ich mich von Sarajevo aus für einen Job in Deutschland bewerben. Es war nicht einfach am Anfang: Ich sprach kein Deutsch, nach drei Monaten Intensivsprachkurs musste ich mit der Arbeit anfangen. Als ich in der Station war, fehlte mir die Sprache, vor allem medizinische Begriffe. Aber in einem halben Jahr habe ich es hingekriegt. Wenn man jung ist, klappt alles, jetzt wäre sowas für mich wohl nicht mehr möglich. Meine Ausbildung wurde auf Antrag meiner Klinik vom Regierungspräsidium anerkannt.

Wie damals kommen jetzt wieder viele medizinische Fachkräfte aus Osteuropa. Jetzt es ist wieder der Trend, auf einem anderen Weg, nämlich direkt über die Arbeitsagenturen.

Was für eine Rolle spielt in Ihrem Beruf die Migrationserfahrung?

Wenn man jung ist, will man was anderes sehen, andere Erfahrungen sammeln … Wenn man offen ist, lernt man hier nicht nur die deutsche, sondern auch andere Kulturen kennen. Und bei uns gab es keine Arbeit.

Später merkt man dann, wie weit die Familie weg ist, ich vermisse sie so! Aber beruflich war die Arbeit hier in der Klinik sehr gut, ich habe hier alles Praktische gelernt. Mir gefällt das medizinische System hier, und nicht das, was in Bosnien in den Kliniken passiert: Hierarchie, schlechte Pflege, Schmiergeld.

Ich hatte keine negativen Erfahrungen mit PatientInnen. Vielleicht habe ich ein paar Mal beim ersten Kontakt Misstrauen gespürt: Taugt die was? Aber in unserem Beruf merkt man schnell, ob man was kann. Und ich kann es gut wegstecken, ich hab genug Selbstbewusstsein.

Beruflich von Vorteil sind meine Sprachkenntnisse. Nicht nur Bosnisch, ich habe Türkisch und Arabisch hier in Deutschland gelernt, als Hobby. Und ich kann es bei der Arbeit einsetzen. Manchmal übersetze ich auch in anderen Stationen, aber es kommt nicht oft vor, wir haben hier genug eigene Arbeit.

Wie international sind das Team und die Patienten?

Bei meiner vorherigen Arbeit vor drei Jahren, auf einer kleineren Station, waren die Hälfte meiner Kollegen Migranten: Hauptsächlich aus Europa, auch einige aus Kasachstan. Auf dieser Station sind wir nicht so viele, und auch die Patienten sind hier überwiegend deutsch. Es ist gut, dass der Anteil von Deutschen und Migranten bei unserer Arbeit ausgewogen ist. Türkinnen könnten es mehr sein, wahrscheinlich liegt es an der Ausbildung, ich weiß nicht wieso, aber türkische Pflegerinnen fehlen.

◄ Ein interkulturelles Team in der Praxis von Mall / Mancino: Thiwa Glöckner, Eda Seiti, Beata German und Eunice Omondi

► Unsere Zähne in ihren Händen
Fotos: Susanti Dewi

Deutsche Ärzte – fremde Patienten

Von Cristina L.

Meine Freundin ist immer am Verzweifeln, wenn der Arzt ihr kleines Kind untersucht: Hohes Fieber? – Keine Medikamente, es wird schon …; – Durchfall? – Der Körper macht es von alleine, keine Medikamente; – das Kind isst nicht, ist dünn? – Wenn es ansonsten o.k. ist, keine Sorge; – Ständig erkältet? – Ah, nichts Schlimmes.

Ihr älterer Sohn wurde in ihrer Heimat anders behandelt, wurde ernst genommen – Medikamente, Antibiotika. Der Junge ist groß und kräftig. Wieso kriegt das kleine Kind hier nichts? Kein Arzt versteht sie und ihre Angst.
Einen Termin machen, über Wochen oder Monate? Das gibt es in anderen Ländern nicht. Wenn ich krank bin, gehe ich dort zum Arzt. Deutsche haben ihren jeweiligen Zahnarzt, Augenarzt, Gynäkologen usw., vielleicht seit Jahren, oder schon von den Eltern, von Freunden. Die Ausländer haben nichts. Woher kriegt man einen Arzt? Wo können sie vergleichen, Rat bekommen? Die Krankenkassen schicken zum Hausarzt, der kann helfen oder auch nicht. – Eine zweite Meinung? Wie, wo, wer?
In jedem Land gibt es ein anderes Gesundheitssystem, wenn es überhaupt eines gibt. In manchen Ländern bekommt man alles schriftlich vom Arzt (Ergebnisse, Diagnose …). Hier nicht. Dafür jede Menge Vorsorgen und Prophylaxen, ob man sie braucht oder nicht. Manches ist zu viel und manches zu wenig.
Ein anderes Problem für die Migranten ist die seelische Sorge. Ein Umzug ins Ausland ist schwer und belastet die Seele: Land und Familie verlassen, alles neu anfangen, fremd sein, kein Geld, keine Arbeit, Wohnung organisieren, Umschulungen … Manche kommen mit Traumata, vor allem die Flüchtlinge aus Kriegsgebieten. Eine Beratung für Therapien kann man nirgendwo bekommen. Vielleicht weiß wirklich keiner Bescheid oder man scheut vor den migrationsspezifischen Problemen zurück – und die sind groß und können verheerend sein.
Die medizinische Versorgung ist an sich gut, wir sind dankbar. Aber die Ärzte müssen auch lernen mit fremden Patienten umzugehen und zu kommunizieren. Die Krankenkassen auch. Nicht nur die Sprache an sich ist wichtig, sondern die Art und Weise, das Verständnis, dass für diese Leute alles fremd ist, anders als in ihrer Heimat.
Durch meine eigene Erfahrung und die meines Umfeldes frage ich mich: Werden wir von den Ärzten verstanden? Was wissen diese über Migranten?

▲ In inklusiven Projekten treffen und bereichern sich Menschen mit und ohne Handicap. Foto: kwasibanane

Gute Ideen entspringen der Vielfalt

Treffpunkt Inklusion Freiburg

Von Maria Stehle

Der *Arbeitskreis Behinderte an der Christuskirche* (ABC) entwickelte sich in den 60er Jahren aus einer Eigeninitiative junger Menschen mit einer sogenannten geistigen Behinderung und deren Eltern. Das prägt bis jetzt den wertschätzenden und basisdemokratischen Arbeitsstil des ABC, dessen Motto ist: *»Jede/r kann sich mit den eigenen Stärken und Fähigkeiten einbringen, da gerade aus der Vielfalt die besten Ideen entspringen«*. Dem inklusiven Theaterprojekt *Die Schattenspringer* und der Band *Galgenhumor* ist wie allen gemeinsam, dass sich dort die verschiedensten Menschen, mit und ohne Handicap, egal mit welcher Glaubenszugehörigkeit oder welchen Alters treffen und gegenseitig bereichern.

Mit dem neuen Projekt *Treffpunkt Inklusion Freiburg* (TIF) lädt der ABC Eltern und deren behinderte Angehörige in ein interkulturelles Elterncafé ein. Geleitet wird das Elterncafé von Nuriye Gündüz und Jale Karaday. Es bietet Platz um sich auszutauschen und um z. B. eine muttersprachliche Begleitung bei rechtlichen Fragen zu erhalten. Denn behinderte MigrantInnen und ihre Angehörigen müssen besonderes hohe Hürden überwinden: Man kennt das Hilfesystem, die Entlastungsangebote und eigenen Rechte nicht und die Bürokratiesprache ist auch für MuttersprachlerInnen schwierig.

Eine gute Lösung könnten die ElternmentorInnen sein, die diesen Familien zu Seite stehen und ihnen durch den Dschungel der Gesetze, Papiere und Institutionen Orientierung und praktische Hilfe geben können.

Hier setzt die Idee von TIF an. Gesucht werden Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, die gerne an einer Schulung als ElternmentorIn teilnehmen möchten. Der/die ideale ElternmentorIn ist bikulturell und kennt sich in Sprache und Kultur seiner KundInnen bestens aus. Falls Sie Interesse haben sich als ElternmentorIn zu engagieren, bei TIF mitzumachen oder Näheres zu erfahren, freuen wir uns auf Ihren Anruf oder Ihre Email.

■ **Arbeitskreis Behinderte an der Christuskirche ABC beim Diakonischen Werk Freiburg:** Bertram Goldbach, Maienstraße 2, 0761 7677277, abc@diakonie-freiburg.de
■ **TIF-Café:** mittwochs 10 – 12 Uhr und jeden ersten Sa. im Monat 14 – 17 Uhr, Maienstr. 2, Freiburg, kostenlose Kinderbetreuung, 0761 2169361, stehle@diakonie-freiburg.de, www.abcfreiburg.de
■ Maria Stehle ist Koordinatorin des Projektes TIF

▼ Die besten Ideen entspringen der Vielfalt Foto: kwasibanane

»… ein Tabu-Thema bei uns…«

Die AIDS-Hilfe sucht neue Wege über Sexualität zu sprechen

Von Viktoria Balon

***»Während meiner Arbeit bei der Ausstellung ›GROSSE FREIHEIT – liebe. lust.leben.‹ der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung merkte ich, dass sich auch die Deutschen nicht so gut mit sexuell übertragbaren Krankheiten (STI) auskennen, obwohl in Deutschland über Sex gerne geredet wird. In arabischen Ländern ist das Thema tabu, man schämt sich darüber zu reden. Und wenn man dann mit Algeriern oder Libanesen über HIV spricht, ist die Frage, ob es bei ihnen ankommt?«*, meint Moussa Chouaf aus Algerien.**

»Schon meine Dolmetschererfahrung zeigte, wie wichtig Muttersprache und Mentalität für die Migranten hier in Deutschland beim Thema Gesundheit sind«, ergänzt Ghadeer Romman, Palästinenserin aus Jerusalem, Sozialarbeiterin von Beruf. Beide haben eine Qualifizierung bei der AIDS-Hilfe im MuMM-Projekt (Migrantinnen und Migranten als HIV/STI-MultiplikatorInnen) erhalten, in dem 15 MigrantInnen aus arabischen Länder, Sri Lanka, Afrika, Türkei und Georgien zu MultiplikatorInnen für die STI-HIV-Prävention ausgebildet wurden.

»Es dauerte über 18 Monate, eine intensive Lernphase: HIV-Informationen, das deutsche Gesundheitssystem, rechtliche Aspekte, Projektentwicklung, und dann eine Praxis-Phase, wo jeder sein eigenes Projekt realisierte«, erzählt Annette Zandt, die Projektverantwortliche. Auch mit der Diskriminierung von AIDS-Kranken haben sich die Teilnehmer auseinander gesetzt, mit betroffenen Menschen gesprochen. Ghadeer erzählt mit lebendigem Mitgefühl und Empörung davon, wie sich auch Deutsche oft erniedrigt fühlen, versuchen die Krankheit zu verstecken und von der eigenen Familie ausgegrenzt werden. Das war auch das Thema eines Theaterstückes, das die Gruppe zusammen entwickelte und inszenierte. *»Es war eine gute Atmosphäre in der Gruppe, wir gehörten zusammen, und so sind viele Ideen geboren«*. Die Ausbildung ist zu Ende, aber die Teilnehmer haben sich wieder getroffen und entschieden: die Theaterarbeit geht weiter. Weiterhin sollen Menschen auf das Thema HIV angesprochen werden. *»Bei Jugendlichen, die hier geboren oder aufgewachsen sind, ist es einfach das Thema Sex rüber zu bringen. Für die Leute, die in ihrer Heimat aufgewachsen sind, hier kurz leben, ist Sex ein ganz heikles Thema. Manche sagen: Kein Sex vor der Ehe! Und wenn einer von den beiden doch krank ist? Nicht umsonst ist man in Algerien gesetzlich verpflichtet, sich vor der Ehe testen zu lassen. Ich habe meine Strategie, ich frage sie beim Kaffee trinken oder beim Spaziergang: Wie sind deine Pläne, willst du heiraten? Und dann sage ich: Es gibt so viele Krankheiten, und ich habe eine Ausbildung dazu gemacht. Da klappt es meist. Es ist wichtig, dezente Worte zu wählen. So hat meine Mutter z. B. mit uns viel über solche Sachen gesprochen, aber in sehr respektvollem Ton«*, sagt Moussa.

»Ich sprach darüber mit Sohn und Tochter«, erzählt Ghadeer *»und sie haben die Informationen weiter gegeben, z. B. bei einer Präsentation im Englischunterricht. Und die medizinischen Ratschläge über neue Medikamente habe ich auch weiter nach Palästina gegeben.«*

Für Moussa war die Ausbildung auch beruflich von Vorteil. Daraufhin wurde er als Betreuer bei der Ausstellung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung angestellt. *»Ich habe den Mitarbeitern der Aidshilfe vieles zu verdanken. Die Arbeit hier und bei der Ausstellung motiviert mich dazu, eine Ausbildung in Case Management im Gesundheitswesen zu machen.«*

Und die AIDS-Hilfe hat jetzt qualifizierte Spezialisten für weitere interkulturelle Projekte, z. B. *Take-Care*, zusammen mit dem Roten Kreuz in Flüchtlingsunterkünften in Villingen-Schwenningen und in Freiburg, in dem es um allgemeine Gesundheits- und STI-HIV-Prävention für Flüchtlinge geht. Und die MuMM-Teilnehmer spielen dabei eine große Rolle, so Annette Zandt.

■ **AIDS-Hilfe Freiburg:** Annette Zandt, Büggenreuterstraße 12, 79106 Freiburg, annette-zandt@aids-hilfe-freiburg.de, 0761-1514664-16
►► **www.aids-hilfe-freiburg.de**

▼ Die Mumms sind fröhliche Leute Foto: Annette Zandt

»Zu Hause helfen die Wände«

Von Sofia Prokudina

Unsere Gesundheit ist wie eine Brücke zu Außenwelt. Je besser wir uns fühlen, desto leichter kontaktieren wir die anderen. Aber mit dem Alter wird unsere Gesundheit schwächer und wir benötigen immer mehr Hilfe. Nicht alle kennen einen Dienst, der uns in solchen Situationen zur Verfügung steht und von der Krankenkassen genehmigt wird: einen Pflegedienst, der die häusliche Versorgung von pflegebedürftigen Personen durchführt.

Auf dem großen Schild unseres Pflegedienstes Lavalena steht: »Wir sprechen Russisch«. Mehrere Kunden, die Lavalena in ihrem privaten Umfeld unterstützt, sind russischer Herkunft, deswegen haben auch viele Kollegen im Team Russischkenntnisse. Den älteren Personen soll nicht nur kompetente Pflege und Betreuung zukommen, sondern auch ein angenehmes Heimatgefühl. Dennoch nannten unsere Kunden bei Umfragen sehr oft die Namen der deutschen Pfleger als die am meisten gemochten: Astrid, Daniel, Gerhard.
Woran liegt das? »Als erstes an der Qualifikation«, sagt Gerhard, »Danach an der Kommunikation«. Unterschiede in der Sprache sind trotzallem kein Hindernis für gelingende Kommunikation. Es gibt ja auch Lächeln, Gestik, Mimik und dazu den großen Wunsch anderen zu helfen. Victoria, eine Mitarbeiterin aus Polen, kann sehr gut Russisch sprechen. Das hilft ihr aber nicht bei einer albanischen Kundin, die auch nur wenig Deutsch kann; sie mögen sich trotzdem sehr und sind ein gutes Patient-Betreuer-Team.
Alle Mitarbeiter bei Lavalena haben den Vorsatz, in unseren Patienten – bei allem, was wir für sie tun – gesunde, nette Menschen zu sehen: bei der medizinischen Hilfe, bei der Körperpflege oder bei der hauswirtschaftlichen Versorgung. Die Patienten werden zu einem beweglichen Leben motiviert. Auch die Büromitarbeiter helfen den Patienten das Leben zu verbessern, z. B. einen Termin beim Arzt ausmachen, rechtzeitig neue Medikamente bestellen, Dolmetscher für Arztbesuche zur Verfügung zu stellen oder auch einfach mal nur für eine nette Unterhaltungen da sein.
Und sie spüren die Dankbarkeit der Patienten. Mit Hilfe von Lavalena können sie zu Hause bleiben und müssen nicht in ein Altersheim gehen, denn jeder weiß: »Zu Hause helfen die Wände«.

■ **Lavalena:** Freiburg, Haslacherstr. 128, 0761-1541980.
■ Sofia Prokudina ist Mitarbeiterin von Lavalena

Container für Flüchtlinge

Notprogramme verhindern langfristige Kommunalpolitik für ein dezentrales, selbstbestimmtes Wohnen

Von Johanna Wintermantel

Wenn Aferdita* die Küchentür öffnet, biegt sich der Türrahmen aus seiner Verankerung. Kein Wunder: Zum Boden hin ist das Holz völlig abgesplittert. Ob das von den vielen Mäusen in der Wohnung kommt? Auch Ratten gab es schon, und Kakerlaken, erzählt Aferditas Vater. Der große beige Fleck an der Flurdecke zeugt von einem Wasserschaden. Die Dusche ist verschimmelt, der Verputz hängt in Fetzen von der Decke.

▶ Wir bleiben hier – nein zur Vertreibung. Menschen, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um ein anderes Ufer zu erreichen, leben in Freiburg genauso wie in Marseille (Foto). Foto: kwasibanane

Lebensbedingungen im Freiburger Flüchtlingswohnheim Hagelstauden. Nicht alle Wohnungen hier sind in einem derart schlechten Zustand, aber vergleichbare Fälle sind auch in den anderen drei Wohnheimen, in der Hammerschmiedstraße, der Bissierstraße und der Hermann-Mitsch-Straße zu finden. Allesamt wurden sie um das Jahr 1990 errichtet und müssen inzwischen dringend saniert bzw. ersetzt werden. Sozialbürgermeister Kirchbach erklärte kürzlich in einem Interview mit Radio Dreyeckland, dass die Stadt dort handeln müsse, sei ihm seit letztem Jahr bekannt. Seit letztem Jahr? Sicherlich, seither hat der Zustand der Wohnheime eine größere kommunalpolitische Aufmerksamkeit erlangt und lässt sich dementsprechend nicht mehr leugnen. Handlungsbedarf besteht aber schon weitaus länger. Nötig wäre eine vorausschauende Wohnungspolitik für Flüchtlinge, und zwar nicht nur in Bezug auf die Bausubstanz, sondern auch auf die Aufnahmekapazitäten und die Wohnformen.

Neben der Erneuerung der alten plant die Stadt zusätzliche neue Wohnheime. Bei der Standortsuche lautet die Formel: je abgelegener, desto aussichtsreicher. Weder der Schlangenweg in Herdern noch die Mooswaldallee sind ausreichend an die städtische Infrastruktur und das öffentliche Leben angebunden. In den Hagelstauden dagegen hat sich in letzter Zeit ein Neubaugebiet an das Flüchtlingswohnheim angenähert. Und siehe da: Die Kinder spielen miteinander auf dem Bolzplatz, wie Aferdita erzählt, die NachbarInnen lernen sich kennen. Deutschlernen und der Abbau eventueller gegenseitiger Vorurteile ergeben sich so fast von selbst.

Denn die knapp 25 Jahre, welche die Freiburger Wohnheime auf dem Buckel haben, sind eigentlich kein hohes Alter für Häuser. Allerdings wurden sie ursprünglich nur für eine kurze Nutzungsdauer geplant. Die Anwesenheit von Flüchtlingen wurde offensichtlich nicht als bleibende Tatsache in die Stadtplanung miteinbezogen.

Es herrscht Ratlosigkeit, wenn Freiburg – so wie jetzt – per landesweitem Verteilungsschlüssel ein paar Hundert neue Flüchtlinge zugewiesen werden. Die Stadt reagiert immer wieder mit kurzfristigen Notprogrammen wie dem Aufstellen von Containern. Geplant würde jeweils für die nächsten neun bis zwölf Monate, sagt Kirchbach, *»wir fahren immer auf Sicht«*. Die Herausforderung würde aber gerade darin bestehen, die Unvorhersehbarkeit von Flüchtlingszahlen in der langfristigen kommunalen Wohnungspolitik zu berücksichtigen.

Immerhin: Bei künftigen Neubauvorhaben möchte der Sozialbürgermeister sich für die Einplanung von Wohnraum für Flüchtlinge einsetzen. Das gilt es einzufordern, und zwar jenseits des Wohnheim-Modells. Eigene Wohnungen würden endlich dem Wunsch vieler Flüchtlinge nach Privatsphäre und Selbstbestimmung entsprechen – und ihrem guten Recht: Im Sommer gewann eine geduldete Frau in zweiter Instanz gegen die Stadt Freiburg im Prozess um einen Wohnberechtigungsschein. Möglichkeiten, dezentralen Wohnraum flexibel bereitzuhalten, gäbe es bestimmt. So könnten z. B. in verschiedenen städtischen Bauvorhaben Wohnungen für Flüchtlinge eingeplant werden, die in Zeiten geringeren Bedarfs an Studierende vermietet werden könnten. Solche Wohnungen müssten Teil einer unfassenden Strategie sein. Denn das Problem betrifft nicht nur Flüchtlinge: Wohnungen sind knapp und teuer, die Chance auf freie Wahl des eigenen Wohnorts ist dementsprechend von sozialer Ungerechtigkeit geprägt. Im gemeinsamen Interesse sind daher Kreativität und Courage gefragt, um gegen das Primat der Wirtschaft und gegen sozialdarwinistische Vorurteile das Recht auf Stadt für alle zu realisieren.

* Name geändert

■ Johanna Wintermantelist engagiert sich im »Freiburger Forum aktiv gegen Ausgrenzung«

▼ »Wir fahren immer auf Sicht«. Kommunalpolitik mit Weitblick Foto: kwasibanane

Aktiv für das Wahlrecht

Ein Rückblick rund um den Beteiligungskongress

Von Susanne Einfeld

Ungefähr 14 000 alteingesessene Bürger Freiburgs und des Umlands hatten in diesem Jahr keine Wahl. Die Bundestagswahl fand ohne sie statt. Sie besaßen nicht die dafür notwendige Staatsbürgerschaft. Und auch die im Mai 2014 anstehende Kommunalwahl wird ohne sie stattfinden, denn sie besitzen auch nicht die dafür notwendige EU-Staatsangehörigkeit. Im Durchschnitt leben sie seit 19 Jahren hier.

▲ Von oben im Uhrzeigersinn: Flüchtlingsunterkunft Bissierstraße; unser Gast und Referent aus New York Ron Hayduk beteiligt sich aktiv als Wahlhelfer; Carolina Bahamondes und Adnan Al-Issa beim Wahllokal vor dem Theater; das Wahlhelfer-Team vor dem Theater Freiburg; Wahllokal vor dem Haus der Jugend, betreut vom Migrantinnen- und Migrantenbeirat Fotos: Marc Doradzillo

Kürzlich wurden zum dritten Mal anlässlich der Bundestagswahl am 22. 9. 2013 in diesem Jahr wieder Migrantinnen und Migranten des Wahlbezirks Freiburg in einer bundesweit einzigartigen Aktion dazu aufgerufen, ihre Stimmen symbolisch abzugeben. Provisorische *Wahlurnen* waren zu diesem Zweck vor Wahllokalen aufgebaut worden, viele freiwillige Wahlhelfer waren vor Ort. Aufgerufen hatte dazu der Verein *Wahlkreis 100%*, der auch den gleichzeitig stattfindenden *Beteiligungskongress* unter Mitwirkung vieler prominenter und aktiver Menschen mit und ohne Migrationshintergrund organisierte (siehe **InZeitung 10**). Und nicht nur Städte wie Aalen und Konstanz übernahmen das *Freiburger Modell*: Tatsächlich wurde anlässlich der am 5. November stattfindenden Bürgermeisterwahl in New York die Idee der symbolischen Wahlen für Migranten aufgegriffen und umgesetzt!

Über 1000 Menschen, davon 367 MigrantInnen mit Wohnsitz in Freiburg, hatten am Wahlsonntag ihre Stimme abgegeben.

Während des Beteiligungskongresses, der im Haus der Jugend abgehalten wurde, kamen viele Experten zu Wort, die europaweit Modelle von Migranten-Gremien in Bezug auf Mitspracherecht auf kommunaler Ebene vorstellten.

Da gab es unter anderem das Beispiel aus Padua, einer Partnerstadt Freiburgs: Der/die Vorsitzende des Migrantenrates ist in den Ausschüssen des Gemeinderates fest installiert, hat während der Sitzungen des Gemeinderates die Möglichkeit Anträge direkt zu stellen und als Redeberechtigte Gehör zu finden. Ein über rund sechs Wochen angelegtes Coaching hat die Mitglieder des dortigen Migrantenrates an einem runden Tisch zusammengebracht – von den Migrantenbeauftragten initiiert. Das hatte zur Folge, dass dort diverse Menschen und Interessen gebündelt und innerhalb kurzer Zeit effektiv formuliert werden konnten.

In Bremerhaven werden Migranten prozentual zu ihrem Bevölkerungsanteil in die Stadtteilkonferenzen mit eingebunden. Sie sind – was Entscheidungen bezüglich ihres Stadtteils angeht – stimmberechtigt, nach dem Prinzip: *Wer kommt, darf mit abstimmen.* Kommissionen sind dort damit nicht mehr notwendig.

Alles in allem boten die Workshops des Beteiligungskogresses sämtlichen Beteiligten die Möglichkeit sich über die unterschiedlichen Strukturen innerhalb anderer Kommunen zu informieren und dabei viele Informationen und Inspirationen mitzunehmen.

Internationaler Tag der Migranten

Am Mittwoch, den 18. 12. findet der **Internationale Tag der Migranten** statt. Zu diesem Anlass wird es im Archäologischen Museum im Colombischlössle einen Empfang des Migrantinnen- und Migrantenbeirates geben, zu dem alle Interessierten herzlich eingeladen sind. Der Beginn ist um 17:30 Uhr. Ein interkultureller Chor wird für Unterhaltung sorgen, das Grußwort spricht der Oberbürgermeister.

stattGeschichten

Rund 25 % aller Freiburger Bürgerinnen und Bürger haben migrantische Bezüge bzw. Hintergründe.
Unter dem Titel **»statt Geschichten«** stellen das Kulturamt und das Stadtarchiv Freiburg gemeinsam mit dem Migrantinnen- und Migrantenbeirat die Ergebnisse ihres Forschungsprojekts »Freiburger Migrationsgeschichte« vor. Zwischen Oktober 2013 und März 2014 findet an verschiedenen Orten in der Stadt eine Gesprächsreihe statt, die sich mit dem Einfluss unterschiedlicher Kulturen, Menschen und deren Kompetenzen auf die Entwicklung der Stadtgeschichte auseinandersetzt.
Kooperationspartner sind das Mehrgenerationenhaus EBW Freiburg, das Museum für Stadtgeschichte, die katholische Hochschule Freiburg, die Stadtbibliothek und die VHS Freiburg.
■ Die Flyer zur Veranstaltungsreihe liegen im Kulturamt aus. Der Eintritt zu allen Veranstaltungen ist frei!
►► weitere Informationen: www.freiburg.de/migrationsgeschichte

Trauer in Afghanistan

Ein persönliches Memorial von Alim Masumy

Im Oktober trauerte Afghanistan um 5000 getötete Menschen, die zwischen 1978 und 1979 der damaligen kommunistischen Regierung zum Opfer fielen. Ihre Namen standen auf einer kürzlich gefundenen Liste, die von der Menschenrechtskommission in Afganistan und der Tageszeitung »Aschte Sobh« am 18. September 2013 in Kabul veröffentlicht wurde. An dieser Stelle möchte ich, Dr. Alim Masumy, Vorstandsmitglied des Migrantinnen- und Migrantenbeirats der Stadt Freiburg, eindrücklich an die Toten und Vermissten aus allen Bevölkerungsschichten erinnern, die unter Gewalt aus ihren Lebenssituationen herausgerissen wurden, unter unmenschlichen Bedingungen gefangen gehalten wurden und zu einem großen Teil spurlos verschwanden.

Auf der Liste steht auch der Name meines Bruders, Prof. Dr. Said Zaher Razban. Er lehrte Biochemie an der medizinischen Fakultät der Universität Kabul und behandelte nach Dienstschluss noch kostenlos bedürftige Menschen in seiner Privatpraxis. 1979 wurde er nach Beendigung seiner Vorlesung von kommunistischen Geheimdienstbeamten festgenommen, seither ist er spurlos verschwunden. Am Sonntag, den 13. 10. fand für die in Freiburg lebenden Familienangehörigen der Opfer eine Trauerfeier im Schwarzen Kloster statt. Ich drücke den betroffenen Familienangehörigen mein herzliches Beileid aus und wünsche ausdrücklich, dass sich derlei Verbrechen niemals wiederholen. Ich wünsche der afghanischen Bevölkerung Frieden und Freiheit.

Wer Wie Was? Wieso Weshalb Warum?

Wer nicht fragt, bleibt dumm!

Von Melisa Mustafovic

Das Sesamstraßenlied hat einen knappen und unschlagbaren Wahrheitsgehalt. Informiert sein bedeutet einen satten Vorsprung. Gesunde Neugierde ist eine Tugend. *»Ich bin aus Neugierde ausgewandert«*, sagte einmal eine Bekannte aus Ecuador. Wenn der Wissensdurst größer ist als ihn die Bildungseinrichtungen der Heimat stillen können, so zieht der Mensch weiter. Was früher noch als Abenteurergeist galt, nennt sich heute Bildungsmigration.

Wie oft passiert es, dass diese Bildungsnomaden zu Beginn noch als unwissend wahrgenommen werden, nur weil ihre Deutschkenntnisse nicht ausreichen, ihre Gedankenwelt zu artikulieren? Wie oft bedienen sie sich simpler Sätze, um das Notwendigste mitzuteilen und gehen dabei das Risiko ein, intellektuell auf eine niedrigere Stufe gesetzt zu werden? Man behauptet sich im Alltag aus einer defensiven Haltung heraus, zumindest bis man sich der deutschen Sprache weitestgehend bemächtigt hat. Schade nur um den ersten und bleibenden Eindruck, denn diese Leute haben viel auf dem Kasten.

Für noch mehr Knowhow kommt ihnen die digitale Bildungsrevolution zu Hilfe, die sich in den *Moocs – Massive Open Online Courses* äußert. Diese sind offene, webbasierte Lernmaterialien für Wissenshungrige rund um den Globus, die von namhaften Universitätsprofessoren angeboten werden. Stellen Sie sich hier bitte qualitativ hochwertige Videoaufzeichnungen der Vorlesungen vor, die für alle registrierten Nutzer für die Dauer des Kurses verfügbar sind. Keine Aufnahmeprüfungen, alles zum Nulltarif. Die einzigen Voraussetzungen sind Lernbereitschaft, Internetzugang und sehr gute Englischkenntnisse (es gibt auch deutsche Pendants dazu, z. B. Iversity). Die Kurse in den verschiedensten Disziplinen haben mehr Substanz als reine Vorlesungsskripte. Es werden kontinuierlich Aufgaben in Form von Wissensquiz, Aufsätzen und Multiple Choice Tests gelöst und somit Rückmeldung über den eigenen Lernfortschritt gegeben. Die Teilnehmer lernen auch dabei, sich gegenseitig zu bewerten, was an den Schulen und Universitäten noch nicht gang und gäbe ist. Man kann auch Teilnahmezertifikate erlangen – über deren Anerkennung noch diskutiert wird.

Die Professoren unterrichten in diesen Kursen Zehntausende statt Hunderte, die normalerweise in einen Hörsaal hineinpassen. Dies festigt deren internationale Sichtbarkeit und Reputation. Durch zahlenmäßig starkes Feedback kann die Kursqualität stetig verbessert werden.

Mit diesen Plattformen wird Bildung als internationales Menschenrecht begriffen. So können Lernende in Belgrad, Buenos Aires, Kerala, Perth und San Diego ein und dieselbe Vorlesung online besuchen, sich vernetzen, in Diskussionsforen ihre Ideen besprechen und ihre Kursarbeiten fristgemäß einreichen, das alles an Zeitzonen vorbei. Mit dem gemeinsamen Lernen kommt die kulturelle Vielfalt als ein dicker Bonus hinzu.

Doch aufgepasst! Die digitalen Massenuniversitäten sind als Zusatzangebot neben der klassischen Universitätsbildung zu verstehen und können niemals den persönlichen Kontakt vollständig ersetzen. Die Persönlichkeitsbildung sowie Erziehung zum kritischen Denken passieren nach wie vor an den Präsenzuniversitäten. Auch ist nicht garantiert, dass diese Online-Universitäten für immer und ewig kostenfrei bleiben. Bereits jetzt stellen kostenpflichtige Kurszertifikate wichtige Einnahmequellen dar. Manche Anbieter (Udacity) verkaufen Nutzerdaten an Firmen, die qualifiziertes Personal suchen. Das Zeitfenster mit der freien Bildung sollte möglichst jetzt und noch vor der großen Kommerzialisierungswelle genutzt werden.

■ Melisa Mustafovic studierte Fremdsprachen und Geographie an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg. Sie interessiert sich für Bildung und Forschung.

Die bekanntesten MOOCs

Coursera: www.coursera.org
EdX: www.edx.org
Iversity: (erste deutsche digitale Massenuniversität): www.iversity.org
Khan Academy: www.khanacademy.org
Udacity: www.udacity.com

Migrantinnen und Migranten gestalten Orte in Freiburg

InOrte sind Geheimtipp-Orte in Freiburg, die bereits »in« sind oder die es gerade werden. Die historischen **In**Orte prägen die Stadt und seine Viertel schon seit langer Zeit. Alle **In**Orte sind durch Migration entstanden, sie wurden von Menschen mit Migrationserfahrung geschaffen. Es sind keine »geschlossenen Clubs« oder Gettos, sie sind offen für alle. An ihnen mischen sich vielfältige kulturelle Einflüsse und sie verleihen Freiburg – zumindest im Kleinen – den Duft einer Metropole.
In einer Postkartenserie werden sechs **In**Orte – drei historische und drei aktuelle – in Bild und Text vorgestellt. Die Postkarten beschreiben nicht nur die Orte, sie können auch »auf die Reise« geschickt werden. Sie werden in Kneipen, Kulturzentren und Bildungseinrichtungen in der Stadt ausgelegt und können als Souvenir oder als Urlaubsgruß nach Hamburg, Berlin und New York verschickt werden – von einer Weltstadt in die andere.
■ **Postkarten** finden Sie z. B. beim MigrantInnenbeirat: Uhlandstraße 4, 79102 Freiburg

▼ Bei vier **In**Orte-Stadtführungen im September und im Oktober konnten die TeilnehmerInnen erfahren, wie MigrantenInnen städtische Räume beleben und mit eigenen Ideen bereichern. Links: **In**Zeitungs-Redakteur Alexander Sancho-Rauschel spricht zu TeilnehmerInnen der Stadtführung, rechts: im Rockcafe KIEZ 57. Fotos: kwasibanane

Party auf vier Rädern

Eine von Ahmads Erfindungen – das Disco Taxi

Von Viktoria Balon

An Fastnacht nahmen Heiam und ihre Freundin ein Taxi vom Heuboden in Umkirch zurück nach Freiburg. Sie waren gut drauf, und freuten sich als der Fahrer laute Technomusik einschaltete. Und plötzlich ging an der Decke des Wagens eine Discokugel in bunten Lichtern los. Sie dachten zuerst, sie seien da irgendwie falsch. Wahrscheinlich wurden sie gefilmt? »Willkommen im Internet- und Disco-Taxi!«, verkündete der Fahrer. Dieser Heimweg hat den Mädchen so viel Spaß gemacht, dass Heiam seitdem kein anderes Taxi nimmt, egal, wohin sie fährt.

Ahmad Javanshir kam vor 26 Jahren mit seiner Familie als politischer Flüchtling aus dem Iran in eine deutsche Kleinstadt: *»Ich bin auch heute bei jeder Demo gegen die iranische Regierung dabei!«* Ahmad begann Taxi zu fahren, weil er als Elektroingenieur hier keinen Job fand und nicht vom Staat abhängig sein wollte. Alle drei Kinder haben inzwischen Hochschulabschlüsse an der Columbia University in New York und an den Universitäten Karlsruhe und Göttingen. Und Ahmad hat sich selbständig gemacht.

Wir haben wirklich Glück, dass diese Kleinstadt Freiburg ist, weil es nirgendwo sonst in Deutschland ein Disco-Taxi gibt. Vor fünf Jahren hat seine Tochter von ihrem Studium in Hongkong ein Lichterspiel als Geschenk mitgebracht. *»Ich habe es zuerst in mein Auto oben geklebt. Einmal sind bei mir drei Jugendliche eingestiegen und wir sind mit diesen bunten Lichtern und Musik gefahren. Am nächsten Tag, als ich wie immer am Bahnhof stand, sagte mir ein Kollege: dein Taxi ist auf YouTube. Darauf hab ich eine Discokugel gekauft und an der Decke meines Siebensitzers befestigt!«*

Ahmad ist Technik-Freak, Geschäftsmann und Romantiker zugleich, und er hat viele Ideen, einen Teil davon hat er verwirklicht: Internet, Quiz, Karaoke im Taxi. Er kennt alle Hits: *»Ich muss die beliebtesten Karaoke-Lieder immer wieder singen, jetzt zum Beispiel von den Backstreet Boys«*. Aber er hat auch seine Liebe für die persische Volksmusik behalten. Im Iran hat er eine große Sammlung zurückgelassen, aber jetzt hat er auf seinem iPad im Taxi eine neue. Er hört sie meistens, wenn er allein ist, doch manche Gäste finden sie auch toll.

»Wenn wir ausgehen wollen, treffen wir vier bis fünf Mädchen uns erst zuhause. Wir schminken uns, trinken, hören Musik, und sobald wir ins Disco-Taxi einsteigen, ist gleich Party, da gibt es kein Stimmungsloch«, erzählt Heiam. Die 23-jährige Stammkundin beim Disco-Taxi ist auszubildende Bürokauffrau. Ihre Eltern kommen aus dem Irak, ihre Freundinnen sind Deutsche und Italienerinnen. *»Ich bin schon in einer Limousine mitgefahren, das war eine einmalige schöne Sache, aber zum Feiern muss es definitiv das Disco-Taxi sein, wo sogar der Fahrer mitsingt. Ahmad ist wie ein Freund, er weiß, welche Lieder ich mag. Man grölt mit, manchmal falsch, Hauptsache es macht Spaß!«*

Die Stadt bei Nacht und die Gesellschaft junger Menschen in aufgeregter Partystimmung ist Ahmads Welt geworden. Obwohl er auch immer noch oft ganz normal Taxi fährt – der Preis ist gleich. Das Disco-Taxi wird zu Hochzeiten, Geburtstagen und Rundfahrten bestellt, um Besuchern Freiburg zu zeigen. Neulich wollten 100 Studenten mit dem Disco-Taxi in mehreren Fuhren von der Jugendherberge zum Tacheles in der Innenstadt transportiert werden. Und einmal – davon ist Ahmad überzeugt – ist Bon Jovi mit ihm von Freiburg nach Frankfurt gefahren.

■ **Internet & Disco Taxi Freiburg.** Buchungen über 0176 377 40004 oder 0761 155 15 15
►► www.internet-discotaxi.de.

▼ »…sobald wir ins Disco-Taxi einsteigen, ist gleich Party…« Foto: kwasibanane

InTipps

Das »Interkulturelle Näherinnen-Kollektiv«
Zehn Frauen aus verschiedenen Länder u. a. aus Türkei, Libanon, Kasachstan und Dominikanische Republik bieten neben Änderungsschneiderei auch das Nähen von Damen- und Kindermode an, teilweise mit Stoffen aus Afrika. Anschauen und kaufen kann man ihre Arbeiten ■ bis Ende Dezember im **Zündstoff** – Faire Kleidung und Bio Mode – (Adlerstraße 12), ■ am 6. und 7. 12. an einem Stand auf dem Adventmarkt im Feierling Biergarten, ■ am 21. und 22. 12. auf dem Rathausplatz und ■ dienstag- und mittwochvormittags beim **Interkulturellen Näherinnen-Kollektiv**, Krozingerstr. 11 im Einkaufszentrum Weingarten.

Gottes kleiner Krieger
Bollywood-Musical nach dem Roman von Kiran Nagarkar, einem der wichtigsten zeitgenössischen indischen Autoren. In diesem Stück wird die Auseinandersetzung mit religiösen Fanatismus auf der schillernden Folie einer Bollywoodsaga verhandelt, mit dem indischen Tänzer und Choreografen Aakash Odedra, einem sechsköpfigen Orchester mit indischen und europäischen Instrumenten, einem 30-köpfigen Tanzensemble aus Freiburger Bürgern und acht Schauspielern.
■ Mi. 11. 12., 19:00 (18:30 Einführung)
■ Zum letzten Mal in Freiburg:
Sa. 15. 12., 15:00 (14:30 Einführung)
im Stadttheater, Großes Haus

Lampedusa auf St. Pauli
Dokumentarfilm von Rasmus Gerlach. Als 80 afrikanische Flüchtlinge im Juni dieses Jahres die kleine Kirche im Hamburger Kultstadtteil St. Pauli erreichen, haben die Männer bereits eine lebensgefährliche Odyssee von Westafrika über Libyen bis nach Lampedusa hinter sich. Einen »Ort der Hoffnung« will Pfarrer Sieghard Wilms auf St. Pauli schaffen und motiviert die Nachbarschaft zu einer ungewöhnlichen Solidaritätsbewegung.
■ Fr 20. 12., 19:30 + So 22. 12., 17:30, Alter Wiehrebahnhof, Urachstraße 40, Freiburg
►► www.koki-freiburg.de

»16 Tage gegen Gewalt an Frauen«
Internationale Aktionstage noch bis 10. 12. Aktionen, Informationen, Filme, Vorträge.
►► www.16days-freiburg.de

Abschlussfest der Aktionstage am UN-Tag der Menschenrechte:
Darbietungen und Tanz mit verschiedenen DJanes
■ Di., 10.12., 20:00, ArTik, Friedrichring 2, Freiburg

So frühstückt Marokko

… oder zumindest meine Oma

Impressum

Herausgeber: Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg

ViSdP: Viktoria Balon

Redaktion:
Viktoria Balon, Svetlana Boltovskaja, Sheila Susanti Dewi, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Gerd Süssbier

Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat: Susanne Einfeld

Kontakt zur Redaktion: InZeitung, Uhlandstraße 4, 79102 Freiburg, *inzeitung@googlemail.com*

Spendenkonto: Stadtkasse Freiburg, Konto 2010012, Sparkasse Freiburg, BLZ 680 501 01, Buchungszeichen 1.0030.110 000, Stichwort »**InZeitung**«

Die **InZeitung** erscheint vierteljährlich als Beilage zum Amtsblatt Freiburg und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt.

Ausgabe vom 6. 12. 2013
Auflage: 108.000
Druck: Freiburger Druck GmbH

Abonnement

Mit einem Abonnement können Sie die InZeitung unterstützen oder sie beziehen, wenn Sie nicht in Freiburg wohnen. Sie erhalten dann jede Ausgabe mit der Post. Das Abo kostet 10 € pro Jahr. Anfragen an *inzeitung@googlemail.com*

Von Melissa Rahmani

Mein Vater kommt aus Marokko, und immer wenn wir mit der Familie aus dem fernen Deutschland zu Besuch kamen, was relativ selten vorkam, da meine Eltern Flugangst haben, was das ganze erschwert, war die Freude natürlich groß.

Und wie kann man ein emotionales Wiedersehen, bzw. das Leben besser feiern als mit Essen? Meine Erinnerungen an Marokko und die marokkanische Küche sind von intensiven exotischen Gewürzen geprägt. Ich weiß noch ganz genau, wie wir durch die bunten Souks (ein Viertel der Geschäfte) schlenderten und ich die großen Gewürzberge bestaunte, diese fremden Gerüche werde ich nie vergessen.

Generell habe ich sehr sinnliche Erinnerungen an Marokko. Der rote Sand, den man beim Gehen aufwirbelt, der in der Sonne rubinrot funkelt, der Ledergeruch von den Schuhläden und den mobilen Schuhputzern, die jedem mal an die Schuhe wollen und vor allem das Fühlen und Tasten beim Essen.

In Marokko isst man meistens im Sitzen auf einer großen Decke mit der ganzen Familie um eine riesige Tafel an Essen. Man isst mit den Händen und essen ist nicht so beiläufig wie in Deutschland, es ist jedes Mal wie ein kleines Fest.

Man schenkt dem Essen viel mehr Beachtung und isst einfach bewusster und mit mehr Genuss. Das Essen mit den Händen macht das Ganze noch sinnlicher und zu einem richtigen Erlebnis. In Deutschland kommt das, wie ich damals schweren Herzens feststellen musste, nicht so gut an … Aber ich schweife ab.

Schon der erste Morgen in Marokko war ein Erlebnis für sich. Man wurde von diesem warmen, köstlichen Geruch geweckt. Meine Oma hatte *Baghrir* gemacht, das sind fluffige Pfannkuchen mit kleinen Löchern drin. Der Geschmack lässt sich schwer beschreiben, es ist köstlich und leicht, aber dennoch irgendwie reichhaltig.

Dazu gab es immer Honig mit geschmolzener Butter oder man belegte sie mit anderen süß-klebrigen Sachen.

Und zu trinken gab es einen Milchshake aus Avocado, was sich nicht so lecker anhört, aber unglaublich gut schmeckt. Die Rezepte dazu sind simpel, also perfekt für ein einfaches, aber dennoch außergewöhnliches Frühstück.

▲ Köstlich und leicht, aber reichhaltig Foto: Susanti Dewi

▼ »Ich habe sehr sinnliche Erinnerungen an Marokko. Der rote Sand, den man beim gehen aufwirbelt, der in der Sonne rubinrot funkelt…« Foto: Joadl (Wikimedia Commons)

Rezept für vier Personen

Zutaten für Baghrir
- 250 g Mehl
- 250 g Grieß (Hartweizen), fein
- 1 Ei
- 1 Pck. Backpulver
- 1 Pck. Hefe (Trockenhefe)
- 1 Prise Salz
- lauwarmes Wasser

- Mehl und Grieß mischen. In eine andere Schüssel Hefe, Backpulver, Ei, Salz und ein Glas lauwarmes Wasser geben und umrühren.
- Nach und nach die Mehl-Grieß-Mischung mit dem Schneebesen einarbeiten.
- Immer wieder Wasser hinzugießen, bis ein nicht zu flüssiger Crèpe-Teig entsteht. Dann eine Stunde ruhen lassen.
- Mit einer Schöpfkelle den Teig in eine beschichtete Pfanne geben und von einer Seite backen, bis er fest und trocken ist und viele kleine Löchlein hat.
- Passt auf, den Teig nicht zu dick zu machen, sonst gibt es nicht die charakteristischen Löchlein.

Zutaten für den Milkshake
- 1 Liter Milch
- 2 Avocados
- Zucker

- Avocados und Milch im Mixer schaumig rühren und nach Belieben zuckern, und Sie haben einen cremigen reichhaltigen Drink.

Meine ersten Eindrücke von Freiburg

Ich stieg aus dem Zug aus und erblickte zum allerersten Mal den Freiburger Bahnhof. Alles wunderschön, die Sonne schien, strahlend blauer Himmel, ein toller Blick auf die Martinskirche, auf die Wiwili-Brücke …

Und dann stand da tatsächlich jemand auf dem hohen Geländer der großen blauen Brücke, die über die Bahnschienen gebaut war. Ich war völlig von den Socken. Warum zu Hölle stellt sich jemand auf eine Brücke über die Bahnschienen? Das war doch total gefährlich! War diese Person verrückt? Lebensmüde? Würde ich etwa gleich Zeugin einer schrecklichen Katastrophe werden? Und warum kümmerte das alle anderen Passanten nicht im Geringsten?

Nachdem die ersten Schrecksekunden vorbei waren, musste ich grinsen. Die Person setzte sich hin, ließ die Beine baumeln und erst jetzt fiel mir auf, dass das überhaupt kein Einzelfall war. Eine Menge Leute saßen dort, tranken Bier, aßen Eis, lasen ein Buch und genossen die Aussicht, sonnten sich …

Sophia Hilliges, Schwäbin